

sozusagen

WINTERSEMESTER 2011/2012

grenzen grenze ernundbarrierengrenzend ngrenzenlos kreativ globalis ewachstumsgrenzen grenze ernundbarriere
gieausgrenzun erbeschleunigung grenzerf ierung und die auflösung von endersozio logieausgrenzu erbeschleunigu
nzenübergän ahrungenschamgrenzens grenzenglokalisierung abgr ngsystemgrenzen übergän ahrungenscham
zwischenarbeit uziologie im elfenbeinturms enzen leit plankeneingrenz getrennung zwischenarbeit oziologie im elfe
uernundbarrie prachgrenzen grenzenlosk ung torauslinie wachstumsg und freizeitmauern undbarri prachgrenzen
derbeschleuni reativ globalisierung und die renzen grenzen endersozio logie erengrenzen derbeschleun reativ globalisie
rfahrungensch auflösung von grenzen glok ieausgrenzung systemgren zen übergängen getrennung zw hamgrenzen soziologie im e auflösung von gr
soziologie im elf alisierung abgrenzen leitpla zen übergängen getrennung zw hamgrenzen soziologie im e alisierung abgre
sprachgrenzen nkeneingrenzung torauslini schenarbeit und freizeitmau lfenbeinturms sprachgrenze nkeneingrenzu
kreativ globalisi ewachstumsgrenzen grenz ernundbarrierengrenzend ngrenzenlos kreativ globalis esystemgrenze
eauf lösung von endersozio logieausgrenzu erbeschleunigung grenzerf ierung und die auflösung von etrennung zwisc
kalisierung abgr ngsystemgrenzen übergän ahrungenschamgrenzens grenzenglokalisierung abgr nd freizeitmaue
nkeneingrenz getrennung zwischenarbeit oziologie im elfenbeinturms enzen leit plankeneingrenz rengrenzen der
niewachstumsg und freizeitmauern undbarri prachgrenzen grenzenlosk ung torauslinie wachstumsg gunggrenzerfah
zendersozio logie erengrenzen derbeschleun reativ globalisierung und die renzen grenzen endersozio logie amgrenzen sozi
ngsystemgren igunggrenzen erfahrungensch auflösung von grenzen glok ieausgrenzung systemgren enbeinturmspra
getrennung zw hamgrenzen soziologie im e alisierung abgrenzen leitpla zen übergängen getrennung zw grenzenloskrea
und freizeitmau lfenbeinturms sprachgrenze nkeneingrenzung torauslini schenarbeit und freizeitmau erung und die au

GRENZEN

zen übergängen get hrungenschamgrenzen soz enzen glokalisierung abgre systemgrenzen übergängen get hrungenscham
schenarbeitun iologie im elfenbeinturmspr nzen leit plankeneingrenzu rennung zwischenarbeitun ziologie im elfen
uernundbarrier achgrenzen grenzenloskre ng torauslinie wachstumsg r dfreizeitmauern undbarrier rachgrenzen gr
erbeschleunig ativ globalisierung und die au enzen grenzen endersozio logie engrenzen derbeschleunig eativ globalisier
fah rungensch a flösung von grenzen glokalis eausgrenzung systemgren unggrenzen erfahrungensch a auflösung von gr
soziologie im elfe ierung abgrenzen leitplanke zen übergängen getrennung zw mgrenzen soziologie im elfe alisierung abgre
sprachgrenzen neingrenzung torausliniew schenarbeit und freizeitmau nbeinturms sprachgrenzen g nkeneingrenzu
eativ globalisier achstumsgrenzen grenzen ernundbarrierengrenzende renzenlos kreativ globalisier esystemgrenze
auflösung von gr dersozio logieausgrenzung rbeschleunigung grenzerfa ung und die auflösung von gr etrennung zwisc
alisierung abgre systemgrenzen übergängen get hrungenschamgrenzen soz enzen glokalisierung abgre nd freizeitmaue
nkeneingrenzu rennung zwischenarbeitun iologie im elfenbeinturmspr nzen leit plankeneingrenzu rengrenzen der
ewachstumsg r dfreizeitmauern undbarrier achgrenzen grenzenloskre ng torauslinie wachstumsg r gunggrenzen erfah
endersozio logie engrenzen derbeschleunig ativ globalisierung und die au enzen grenzen endersozio logie amgrenzen sozi
ngsystemgren unggrenzen erfahrungensch a flösung von grenzen glokalis eausgrenzung systemgren enbeinturmspra
getrennung zw mgrenzen soziologie im elfe ierung abgrenzen leitplanke zen übergängen getrennung zw grenzenloskrea
und freizeitmau nbeinturms sprachgrenzen neingrenzung torausliniew schenarbeit und freizeitmau erung und die au
erengrenzen de renzenlos kreativ globalisier achstumsgrenzen grenzen ernundbarrierengrenzende grenzen glokalis
gunggrenzen erf ung und die auflösung von gr dersozio logieausgrenzung rbeschleunigung grenzerfa enzen leitplanke

sozusagen

das studentische magazin



Home About

About

Wir haben nicht nur ein neues Heft für euch, sondern auch ein neues Blog!

Die **sozusagen** wird, so Luhmann will, einmal im Semester erscheinen. Das war uns nicht genug! Deshalb haben wir uns als junge, moderne und medienkompetente Redaktion entschlossen, auch die Möglichkeiten des Internets zu nutzen: wir haben ein Blog erstellt. Dieses möchten wir zu einer bunten und aktuellen Plattform für Soziologie und Hochschulpolitik machen, die die Zeit zur nächsten Sozusagen überbrückt und mit etwas Engagement und Beteiligung auch zu einer festen Adresse im Internet werden kann.

Was genau gibt es hier?

Das Blog ist noch in der Entstehungsphase und offen für seine konkrete Ausgestaltung – also deine Möglichkeit, dich in die Redaktion einzuschleusen und das Blog zur Ergreifung der Weltherrschaft zu missbrauchen. Neben wenigen festen Kategorien ist eigentlich Raum für alles Mögliche: für kleine Essays und Kommentare zum Weltgeschehen, für Berichte über Forschungsprojekte und Tagungen oder für interessante Hinweise auf Veranstaltungen, Lesungen und Projekte. Auch Buchrezensionen und Neuigkeiten aus Fakultät und Soziologie insgesamt können hier veröffentlicht werden.

Also: Du möchtest deine neuen Erkenntnisse in der Systemtheorie nicht nur deiner Katze mitteilen? Du schreibst an einer neuen Gesellschaftstheorie die *einfach alles* erklären kann und suchst noch Jünger, die du rekrutieren kannst? Du hast einen (soziologisch interessanten) Internetfund gemacht, zu wertvoll, ihn als öde Facebook-Meldung zu verbraten? Oder ein Buch gelesen, welches du gern anderen ans Herz legen möchtest? Bei uns bist du an der richtigen Adresse!

Wie kann man mitmachen?

Es wird eine kleine, fleißige Onlineredaktion geben – an der du dich natürlich je nach Lust und Zeit gern beteiligen kannst. Aber auch ohne Mitarbeit in der Onlineredaktion kannst du natürlich Artikel für den Blog schreiben oder uns auf interessante Dinge hinweisen. Dazu schreibst du eine Mail an sozusagenblog@googlemail.com. Also: wenn du etwas Interessantes für uns hast: her damit!

 Suchen

Aktuelle Artikel

- Alltag soziologisch erklärt: Warum dein Chef ein „Arschloch“ ist.
- Call for Papers – Thema: Grenzen

Archiv

- November 2011
- August 2011

Kategorien

- Alltagssoziologie
- Grenzen
- Küchensoziologie
- Organisationssoziologie
- Soziologie

Meta

- Admin
- Abmelden
- Artikel-Feed (RSS)
- Kommentare als RSS
- WordPress.com

Editorial

Geneigte LeserInnenschaft,*

hier ist sie: die neue „sozusagen“. Das mag unspektakulär klingen, stellt sich im Dämmerlichte der zeitweiligen Versenkung der Zeitung allerdings etwas anders dar. In den letzten Monaten haben wir uns mit der Wiederbelebung dieser Zeitschrift, die mit Sicherheit nicht mehr jedem Leser und jeder Leserin bekannt ist, beschäftigt und dies letzten Endes bewerkstelligt.

Auch wenn es mehr nach Aufbruch, Heiterkeit und Trübel klingt, weckt das Titelthema „Grenzen“ mit Sicherheit etwas andere Assoziationen, was der Bandbreite der Beiträge allerdings keinen Abbruch tut. Wir alle haben es tagtäglich mit Grenzen zu tun. Seien es körperliche, geistige oder soziale Grenzen.

Ob man Seminare um 8 Uhr als Grenzüberschreitung der Zumutbarkeit begreift oder aufgrund von Geschwindigkeitsgrenzen des menschlichen Körpers den Bus nicht mehr erreicht. Ob man in den Medien die Diskussion um die Grenzen des Wirtschaftssystems, der Einwanderungspolitik oder das Schengener Abkommen verfolgt. Überschreiten „Occupy“-Bewegungen die Grenzen von Recht und Ordnung? Wo liegen die Grenzen der Zuständigkeiten in der EU? Stößt die Menschheit an die Grenzen von Kontrollierbarkeit von Technik, wie im Fall der Atomkraft von einigen vermutet wird? Man ist wohl kaum in der Lage sich der Thematik der Grenzen in seinen mannigfaltigen Formen zu entziehen.

Auch in der Redaktionsarbeit sahen wir uns oft mit diesem Thema konfrontiert. Wo sind die Grenzen zur Annahme von Beiträgen zu setzen? Was ist in Sachen Layout technisch möglich? Was kann überhaupt geleistet werden? Wo liegen die finanziellen Grenzen in Sachen Produktion und der Notwendigkeit von Werbung? Und nicht zuletzt auch die Frage, welche Sitzungszeiten und -dauern zumutbar sind.

Wir glauben und hoffen uns mit diesen Fragen zwar nicht erschöpfend, aber umfassend auseinandergesetzt zu haben und dass das Ergebnis dieser Aushandlungen euch zusagt. Wir finden's gut.

Auch das Thema der nächsten Ausgabe steht bereits fest. Es lautet „Alltagssoziologie“ und bietet erneut einen breiten Rahmen an möglichen Beiträgen. Das entsprechende „Call for Papers“ findet ihr hinten im Heft und bald auch in euren Fakultätsfluren sowie in euren eMail-postfächern. Wir hoffen auf breite Beteiligung und wünschen euch nun ohne weitere Umschweife viel Spaß und Erkenntnisgewinn bei der Lektüre.

Die Redaktion

PS: Falls Ihr wider Erwarten Kritik habt oder – besser noch – mitarbeiten wollt, meldet euch doch unter sozusagen-bielefeld@gmx.de Wir freuen uns!

**Gendering: In der sozusagen wird es jedem Autor und jeder Autorin selbst überlassen, ob und in welcher Form er oder sie seine oder ihre Sprache gendern möchte. Aus diesem Grund werdet ihr auf den folgenden Seiten keine einheitliche Form finden.*

Inhalt

News

- **Nachrichten aus der Fakultät**5
- **Wer hat eigentlich die Kompetenz?**6
Kommentar von Rainald Manthe

Auflockerndes

- **Prahlen mit Zahlen**7
- **Grenzen der Wahrnehmung**7
von Arne Kramer-Sunderbrink

Küchensoziologie

- **Warum dein Chef ein "Arschloch" ist**8
von Michael Grothe

Essays

- **"Wir sind zusammen!"**10
Eine Beziehungskategorie, die ihre Grenzen sucht
- **Öffentlichkeitsarbeit**12
Eine grenzwertige Aufgabe
von Felix Eggersgluß
- **Survival of the fittest:**18
"Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben"
von Feride Celik

Glosse

- **Auf der Suche nach ... exzellenten Studierenden**15
von Rainald Manthe

Gastbeitrag

- **"Wie wäre es mit einem Seminar zum Thema: Theorie und Alltag?"**16
von Stefan Schulz

Soziologisches Duett

- **Ist eine Welt ohne Staatsgrenzen möglich?**20
Mit Barbara Kuchler und Detlef Sack

Autopoesiealbum

- **Oliver Flügel-Martinsen**22

Autopoetisches

- **Die Revolutionierung des Alltags stößt an ihre zeitlichen Grenzen**24
von Malte Diercks
- **konkrete Poesie**24
von Arne Kramer-Sunderbrink

Was bewegt sich?

- **Feria de Fronteras, Sarajevo**25
von Julia Scheurer

Interview

- **mit der Marxistisch-Luhmannistischen Bildungsfront**26
Sozialkritische Abenteuer mit Niki dem Honigdachs und Kalle dem Zeigervogel

Rezensionen

- **Nützliche Studienbegleiter**29
 - A Sociological Reader on Complex Organizations
 - GLU
- von Michael Grothe

- Impressum**30

NACHRICHTEN AUS DER FAKULTÄT

Forschung

Neuer Sonderforschungsbereich 882

Der Sonderforschungsbereich 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten“ wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bewilligt und hat seine Arbeit aufgenommen. Das verspricht viele neue Forschungsprojekte und hoffentlich auch interessante Lehrveranstaltungen von ProjektmitarbeiterInnen.

Personal

Abgang

Henning Lohmann, Juniorprofessor für Sozialstrukturanalyse, verlässt zum Sommersemester 2012 die Fakultät gen Osnabrück.

Fakultätskonferenz

In der Fakultätskonferenz im Oktober wurden neue studentische Mitglieder in allen Gremien der Fakultät gewählt. Wer euer Ansprechpartner für bestimmte Themen ist, erfährt ihr in euren Fachschaften.

Neue Dekanin

Seit dem Sommersemester 2011 ist Veronika Tacke, Professorin für Organisationssoziologie, neue Dekanin der Fakultät. Studiendekanin ist



Neue Dekanin: Veronika Tacke



sichtliche Freude: Thomas Faist, Martin Diewald und Rektor Gerhard Sagerer mit dem Antrag für den SFB 882

Ursula Mense-Petermann, Prodekan Alfons Bora.

Studium

Masterreform Soziologie vom Rektorat gestoppt

Die Umsetzung des neuen Konzepts des Masterstudienganges Soziologie, welches den Studierenden mehr Wahlfreiheit und mehr Zeit für einzelne Veranstaltungen ermöglicht und unter breiter Beteiligung der Studierenden ausgearbeitet wurde, ist vom Rektorat vorerst gestoppt worden. Dadurch wird sich der geplante Start des Studiengangs wahrscheinlich nicht realisieren lassen und verschiebt sich auf unbestimmte Zeit. (siehe auch den Kommentar auf S.6)

Kompensationsmittel

Die Studiengebühren sind tot - es leben die Kompensationsmittel. So lautet der Name der aus dem Landeshaushalt finanzierten Gelder, welche zur Verbesserung von Studium und Lehre eingesetzt werden sollen. Die Universität Bielefeld - und damit auch die Fakultät für Soziologie - erhält etwas mehr Geld als zu Zeiten der Studiengebühren, was vor allem am relativ niedrigen Studiengebührenbeitrag der Uni Bielefeld (350€) liegt. Im Gegensatz zu vorher ist die Mitbestimmung

der Studierenden durch die Landesregierung nun beschnitten worden: Sie beraten die Dekanin lediglich, was die Leitlinien der Vergabe angeht. Beratungsentscheidungen über konkrete Ausgaben treffen sie nicht mehr.

Neue Studiengänge eingeführt

Die neuen Bachelorstudiengänge nach dem neuen Studienstrukturmodell sind zum Wintersemester angelaufen. Ob die einheitliche Modulgröße von 10 ECTS das Studium eher vereinfacht oder zu Verwirrungen führt, bleibt eine empirische Frage.

Plagiatsprüfungsdebatte

Unter den ProfessorInnen der Fakultät sowie zwischen Fachschaften und Dekanat findet zur Zeit eine Debatte über Plagiate in studentischen Arbeiten sowie die Überprüfung mittels Software statt. Die Benutzung der Software TurnItIn stößt dabei bei den StudierendenvertreterInnen aufgrund datenschutzrechtlicher Bedenken und einem implizierten Generalverdacht gegenüber Studierenden auf Ablehnung. Diese Bedenken werden vom Dekanat nicht geteilt, vielmehr wird auf die Kopieraffinität der Studierenden durch das Internet verwiesen und auf eine harte Bestrafung gepocht.

Masterreform Soziologie vom Rektorat gestoppt

WER HAT EIGENTLICH DIE KOMPETENZ?

Kommentar von Rainald Manthe

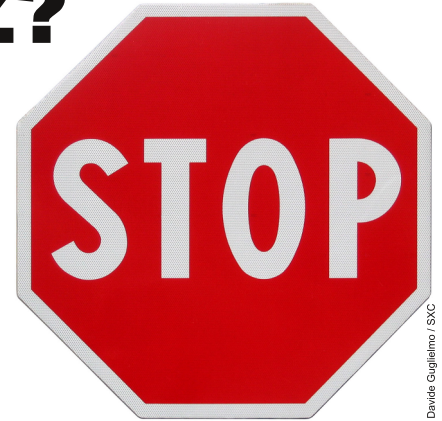
Bologna mit menschlichem Antlitz - das hatte er werden sollen, der neue Masterstudiengang Soziologie. Nun wurde er vom Rektorat gestoppt: Ihnen passte die anvisierte Dreifachstudierbarkeit von Modulen nicht ins Kompetenzkonzept.

Jahrelang hat man an der Fakultät konzipiert, diskutiert, gerungen, am Ende stand ein einstimmiger Beschluss der Fakultätskonferenz: der neue Master Soziologie sollte kommen. Obwohl der jetzige Masterstudiengang durch die Wahlmöglichkeit zweier Profile bereits eine Menge Wahlfreiheit bietet, sollte diese Freiheit im neuen Master noch erhöht werden: nicht ganz „anything goes“, aber ein Modul, der Rest ist frei. Noch dazu sollte durch die Vergabe von mehr Creditpoints pro Veranstaltung die Freiheit geschaffen werden, sich intensiver mit einzelnen Themen auseinanderzusetzen, anstatt vielen Einzelleistungen hinterher zu jagen. Damit und mit anderen Veränderungen wie Anerkennungsmöglichkeiten für Praktika und der Ausweitung der Wahlmöglichkeiten wurde stark auf die immer wieder geäußerten Wünsche der Masterstudierenden eingegangen. Zwar haben die Studierenden nicht alle Wünsche durchsetzen können - eine starke Spezialisierung mit einer Fünffachstudierbarkeit von Modulen wird es nicht geben. Das Ergebnis ist jedoch im Gegensatz zum bisherigen Masterstu-

diengang mehr als zufriedenstellend. So waren alle Seiten zufrieden, als kurz vor der vorlesungsfreien Zeit im Sommer 2011 die Fakultätskonferenz ihr abschließendes „Ja“ gab, einstimmig. Nun musste nur noch die Unibürokratie arbeiten, die Akkreditierung in die Wege geleitet werden und der Studiengang sollte zum Wintersemester 2012/13 endlich starten - mit Wechselmöglichkeiten für Studierende, die bereits jetzt im Master studieren.

Doch es kam anders als gedacht: Das Rektorat stoppte den Masterstudiengang und weigerte sich, ihn zur Beratung an die universitäre Lehrkommission weiterzuleiten. Grund: Die Dreifachstudierbarkeit von Modulen passe nicht in das Kompetenzkonzept des Rektorats. Dieses sieht vor, dass Kompetenzen aufeinander aufbauen. So wird in einem Brief des Dezernates „Planung und Controlling“, welcher auf der Fakultätskonferenz verteilt wurde, vorgeschlagen, die Module derart zu verschulen, dass auf ein Modul „Grundlagen“ eines namens „Vertiefung“ und daraufhin eines zur „Profilbildung“ folge. Mathe I, II und III also. Nach Abschluss jedes Moduls habe man ein „definiertes Qualifikationsniveau erworben“, worauf die nächste Stufe aufbauen könne. Durch eine simple Mehrfachstudierbarkeit von Modulen werde „der sich steigernde Kompetenzerwerb ... nicht deutlich“.

Dabei wurde übersehen, dass dieses Konzept im fortgeschrittenen Soziologiestudium wenig Sinn ergibt: Muss man erst über Ureinwohner in Australien forschen, um dann Clanstrukturen in Afrika und danach indigene Bewegungen in Lateinamerika erfassen zu können? Bildet das Studium von Verwaltungen die Grundlage für das Verständnis von Guerillaorganisationen, Parteien und Unternehmen?



Das Kompetenzkonzept des Rektorates klingt seltsam technisch und geht an der Realität des Faches Soziologie erstaunlich weit vorbei. Was dahinter steckt und warum die Akteure auf diese Sichtweise beharren, darüber kann nur spekuliert werden. Sicher ist jedoch, dass hier auch eine weitere - vielleicht fundamentalere - Frage berührt ist: Wer entscheidet über die Konzeption von Studiengängen? Hier prallen zwei hochschulpolitische Vorstellungen aufeinander: Die jahrhundertelange Autonomie der Fakultäten, welche als fachlich zuständige und kundige Einheit über die Ausgestaltung der Studien in ihrem Fach bestimmen und der Geist der neuen, zentralistischeren deutschen Hochschulpolitik, in welchem Rektorate als Unternehmensvorstände über alle Vorgänge in ihren Abteilungen (sic!) bestimmen (können).

Wer sich durchsetzen wird, ist noch offen. Sicher ist jedoch, dass hier nicht nur über einen Studiengang entschieden wird. Es geht auch um die Zukunft der Universitäten und die Frage, wer zukünftig in Hochschulen das Sagen hat. Darunter leiden müssen die Studierenden, die nicht in den Genuss eines freieren Studiums kommen können. ■

UPDATE:

Und es bewegt sich doch: Das Rektorat hat nach Druck unter Anderem von den Studierenden einer Akkreditierung bei gleichzeitiger Distanzierung zugestimmt, Ausgang ungewiss.

Muss man erst über Ureinwohner in Australien forschen, um dann Clanstrukturen in Afrika und danach indigene Bewegungen in Lateinamerika erfassen zu können?

Prahlern mit Zahlen

Tippt man "Grenzen" bei Google ein, so erhält man "ungefähr **54.100.000 Ergebnisse** (0,12 Sekunden)". An erster Stelle steht natürlich der Wikipedia-Artikel, in dem man unter anderem erfährt, dass das Wort "Grenze" im **12./13. Jh.** aus dem Altpolnischen entlehnt ist. Neben den von Menschen gezogenen Grenzen gibt es auch natürliche Grenzen, etwa die zwischen Erde und Weltraum in **100 km** Höhe. Diese Grenze wurde von Menschen schon überschritten. Bei der Lichtgeschwindigkeit, **$c_0 = 299.792.458$ Meter pro Sekunde**, dürfte das schwieriger werden – sie ist "die höchste Geschwindigkeit, mit der sich eine Ursache auswirken kann."

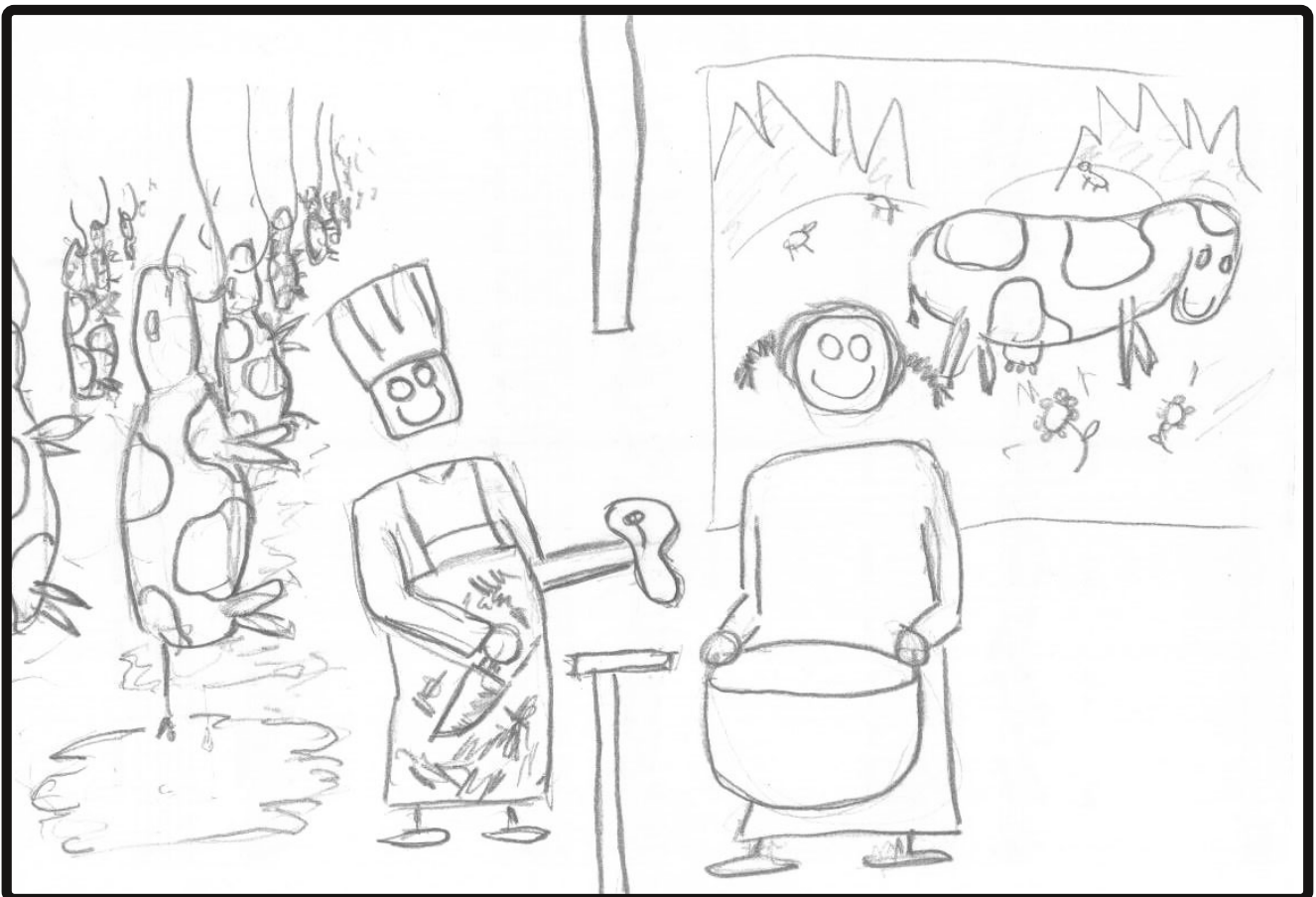
Die "Grenze des Menschen", die Haut, misst ca. **2,8 m²**, aber der Mensch macht sich seine eigenen Grenzen auch selbst: Mit nationalen Grenzen teilen wir die Erde künstlich in Nationalstaaten. Die längste Grenze zwischen zwei Staaten ist die zwischen Kanada und den USA mit **8891 km**, die kürzeste ist die zwischen Peñón de Vélez de la Gomera (spanische Exklave) und Marokko mit **85 km**. Die Chinesische Mauer, deren Hauptmauer **2400 km** lang ist, sollte das chinesische Kaiserreich vor nomadischen Reitervölkern aus dem Norden schützen. Grenzschutz ist auch im 21ten Jahrhundert noch ein wichtiges Thema: Das Budget von FRONTEX (Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an

den Außengrenzen) betrug 2011 **88 Millionen Euro**. Eines der traurigen Kapitel in der Geschichte des Grenzschutzes ist die deutsch-deutsche Grenze. "Die Mauer" (**1400 km**) trennte **28 Jahre** lang Ost und West bis zum **9. November 1989**. Aktueller, aber nicht minder traurig, ist der Bau der israelischen Sperranlagen seit **2003**. Sie soll das israelische Kernland und das Westjordanland auf einer Länge von **759 km** trennen.

Neben diesen leicht zu identifizierenden nationalen Grenzen gibt es aber auch **unendlich viele** soziale Grenzen, mit denen sich der Mensch das Leben leicht oder schwer macht. ■

Grenzen der Wahrnehmung

von Arne Kramer-Sunderbrink



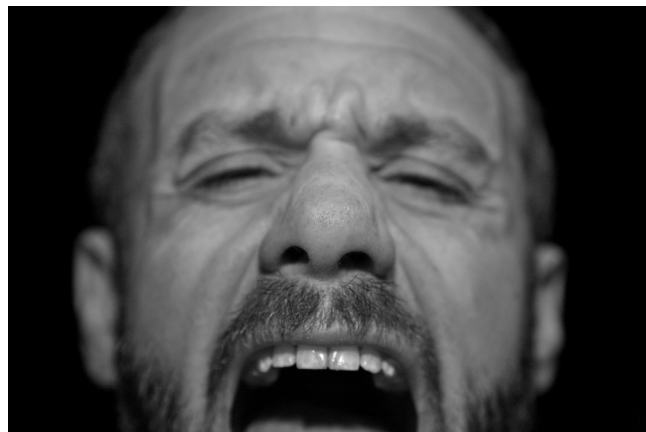
Alltag soziologisch erklärt

WARUM DEIN CHEF EIN „ARSCHLOCH“ IST

Angeblich jeder zweite Arbeitnehmer¹ klagt über Ärger mit dem Chef. Chefs werden gerne als Verrückte, Idioten oder Arschlöcher (oder alles gleichzeitig) abgetan, was einen ganzen Literaturzweig dazu veranlasst hat, Werke wie „Mein Chef ist ein Arschloch, Ihrer auch?“ (Schönberger 2001) zu kreieren. Hier wird mit allerlei interpretativem Geschick das Klima in deutschen Büros flächendeckend für „ungesund“ (Schönberger 2001: 12) erklärt. Grob verkürzt lautet beispielsweise Margit Schönbergers (vgl. 2001: 52) These: Wenn (einer Umfrage zufolge) nur jeder fünfte Arbeitnehmer auf sein Unternehmen stolz ist, dann kann das nur heißen, dass diese morgens ungern aufstehen, ihr tägliches Frühstück als Henkersmahlzeit empfinden und der Chef an allem Schuld ist. Dass der Vergleich mit Kandidaten in der Todeszelle eventuell etwas überspitzt ist und die angeführten Studien nicht so recht zur flächendeckenden Chefs-sind-Arschlöcher-These passen wollen, sei einmal dahingestellt. Wir folgen der These trotzdem: Chefs sind Arschlöcher (meine eigenen natürlich ausgeschlossen) und wir erklären euch jetzt wieso.

Natürlich gibt es eine ganz einfache Erklärung für das Arschloch-Phänomen: Das blöde Arschloch auf dem Chefessel war vorher schon ein Arschloch. Da in der Allgemeinheit gerne die These vertreten wird, dass man sowieso nur nach oben kommt, wenn man ein Arsch ist, mag diese Antwort durchaus plausibel sein. Eine alternative und ebenfalls allseits beliebte Alltagserklärung wäre die Macht-verführt-These, nach der fast jeder den tiefen Drang verspürt die Macht auch auszuüben, die er besitzt. Diese Charaktere lassen sich allerdings gut herausfiltern mit dem, was George Clooney mal den „Kellner-Test“ genannt hat.² Das geht ungefähr so: Wer den guten Kellner schlecht behandelt, der ist ein Arsch und nutzt jede überlegene Stellung gerne aus. Wenn wir in der Folge davon ausgehen, dass es durchaus auch Chefs geben wird, die den Kellner-Test bestehen und folglich keine Naturarschlöcher oder Machtverführte sind, dann brauchen wir also etwas Neues. Denn es könnte doch sein, dass der Chef ein Arschloch ist, obwohl er das gar nicht sein will.

Bedienen wir uns also in der Soziologie. Wenn wir von Arschlöchern sprechen, dann meinen wir Leute, die sich „arschig“ bzw. „arschlochmäßig“ verhalten. Mit anderen Worten: Wir reden von Leuten, die mit ihrem Verhalten bestimmte soziale Normen brechen und sich beispielsweise unhöflich oder beleidigend aufführen. Wenn wir also nun bei Normen angelangt sind, stellt sich die Frage, wie Normen überhaupt hergestellt werden. Im Alltag mag das noch einfach sein: Ob man in einer anderen Stadt sein Bu-



Alan „alarkus“ Turkus / CC BY 2.0

Der Chef: Verrückter, Idiot, Arschloch?

sticket am Automaten, beim Fahrer oder an einem Schalter erwerben muss, kann man nachlesen oder einfach durch Beobachtung herausfinden. Letzteres nennt sich dann Imitation. Das funktioniert oft gut, kann aber keine Normen einrichten. Wenn wir uns alle nur imitieren würden, wäre das Leben ziemlich eintönig. Eine andere Variante ist natürlich das klassische Erziehen. Dass man die Herdplatte nicht anfasst, weiß man, weil Papa es einem gesagt hat. Aber auch hier widerlegt uns der Alltag. Was bei Kindern noch häufig der Fall ist, wird bei Erwachsenen selten. Oder wie oft setzt man sich mit anderen zusammen, um zu diskutieren, was angebrachtes Verhalten ist?

Stattdessen wird man beispielsweise in Betrieben eher Klatschgespräche vorfinden, in denen über das unmögliche Verhalten der Kollegin Ursula geredet wird. Und hier sind wir am Knackpunkt angelangt. Wie Luhmann (2009: 45) formuliert: „der Verstoß erzeugt erst eigentlich die Norm.“ Heißt: Wo sich die Grenzen von Normen befinden,

Wo sich die Grenzen von Normen befinden, wissen wir vor allem dadurch, dass sie überschritten wurden

wissen wir vor allem dadurch, dass sie überschritten wurden, durch einen selbst oder jemand anderes, und (!) dass der Normbruch als solcher kommuniziert wird.³ Was angemessenes Verhalten ist, weiß man allzu oft erst dadurch, dass man von Freunden u.a. weiß, wann man unan-

gemessen war oder dass man an Klatschgesprächen teilgenommen hat, in denen sich über das Fehlverhalten anderer mokiert wurde.⁴ Um das Ganze an einem Alltagsbeispiel zu erläutern: Wahrscheinlich wird auch ein Ostwestfale zustimmen, wenn man sagt, dass es höflich sei, Leute vorzustellen (beispielsweise wenn man mit der Freundin zufällig einen (selbiger bis dato unbekannten) Kollegen beim Spaziergang trifft). Wie die Norm aber im Alltag aussieht, kann man dann leicht beobachten, in

meinem Fall auch bei sich selbst. Wir alle wissen, dass das, was häufig als richtiges Verhalten idealtypisch kommuniziert wird, oft nicht den Tatsachen entspricht. Die „echten“ Normen liegen häufig woanders. Sollte man sich bei jemandem entschuldigen, wenn man ihm auf den Fuß tritt? Vermutlich ja. Und: Entschuldigt sich die Mehrzahl der Leute, wenn sie jemandem in der Diskothek auf den Fuß treten? Wohl eher nicht. Wo die echten Normgrenzen liegen, wissen wir meist nur durch die Kenntlichmachung des Normbruchs (entweder durch kollektives Echauffieren über andere oder durch negative persönliche Rückmeldung). Mit anderen Worten: Man muss ein „dieses Verhalten war scheiße“ hören, entweder an einen selbst gerichtet oder über jemand anderes.

Und hier beginnt das Dilemma der Chefs. Durch ihre Position sind sie oftmals von derartigen Rückmeldungen abgekoppelt. Der Chef nimmt typischerweise nicht an Klatschgesprächen unter den Mitarbeitern teil (er ist eher Gegenstand dessen). Genauso geben Mitarbeiter ihrem Chef eher selten Rückmeldungen auf das als „arschig“ empfundene Verhalten. Passend zu Thema und Vokabular möchte ich das Beispiel eines Freundes anbringen: Dass es unhöflich sein könnte, seinen Untergebenen nach analen Sexualpraktiken mit seiner Freundin zu befragen, ist dem „normalen“ Menschen natürlich klar. Wenn der besagte Chef aber nur ein verschämtes Stottern statt eines „Das geht Sie nichts an!“ zurückbekommt, dann fehlt die Sichtbarmachung des Normbruchs. „Normative Erwartungen, die offensichtlich verletzt werden, verlieren, wenn nicht sofort protestiert wird, sogleich an Verbindlichkeit.“ (Kieserling 1999: 52) Chefs bekommen verhältnismäßig wenige bis gar keine Rückmeldungen zu Normbrüchen ihrerseits. Der nötige „Protest“ fällt oft aus. Nach einiger Zeit verschieben sich dann die Grenzen der Normen aus Sicht eines Chefs. Man stelle sich vor, man bekommt nie Rückmeldungen zu seinem Verhalten. Niemand sagt einem, was ein unangemessener Tonfall und ein unangemessenes Gesprächsthema in bestimmten Situationen war, und niemand klatscht mit einem über das unangemessene Verhalten anderer. Woher will man nach längerer Zeit die allgemeinen Normgrenzen noch kennen? Dann wird man zum Arschloch und merkt es nicht. Könnte es vielleicht das sein, was deinem Chef passiert ist?

Michael Grothe

Literatur:

- Bergmann, Jörg Reinhold 1987: *Klatsch – Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*, Berlin: de Gruyter
- Brinkbäumer, Klaus 2008: *Der Ehrenmann*, in: *KulturSpiegel* 8/2008, S. 10-25
- Kieserling, André 1999: *Kommunikation unter Anwesenden – Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas 2009: *Die Realität der Massenmedien*, 4. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Schönberger, Margit 2001: *Mein Chef ist ein Arschloch, Ihrer auch?*, 4. Aufl., München: Mosaik bei Goldmann

Anmerkungen:

- 1 Aus Gründen der Lesbarkeit verwende ich im Folgenden nur die männliche Form, obwohl natürlich beide Geschlechter gemeint sind.
- 2 zitiert nach Brinkbäumer 2008: 21
- 3 siehe hierzu auch die Ausführungen bei Kieserling 1999: 52ff, 172ff
- 4 Zu Klatsch siehe vor allem: Bergmann 1987

Anzeige



www.lucebuch.de

Alles was Sie rund ums
Buch brauchen, finden
Sie bei uns im Laden
oder ganz einfach unter
www.lucebuch.de

Bestellungen die Sie bis 17:00
Uhr aufgeben, liegen am
nächsten Tag ab 11:00 Uhr für
Sie zur Abholung bereit, alles
ohne Kontoangaben!

Sie finden uns in der Unihalle
Nähe „Westend“

Wir freuen uns auf Sie!

Unsere Öffnungszeiten:
Mo. - Fr. 9:00 bis 18:00 Uhr

Tel: 0521 / 102773
Fax: 0521 / 105501

„WIR SIND ZUSAMMEN!“

Eine Beziehungskategorie, die ihre Grenzen sucht

'Sie' hat ein Auge auf 'ihn' geworfen, und 'er' vielleicht auch auf 'sie'. Wer kennt es nicht, die Grenzsituation, die am Anfang eines jeden Kennenlernens steht, und sich noch zuspitzt je näher sich die aneinander Interessierten kommen. Es ist ein diffiziler Tanz auf der Grenze zwischen „Bekanntschaft“, „Freundschaft“ und „Beziehung“ - um nur einige der Kategorien zu nennen. Genau das ist nämlich der spannende Punkt von Grenzen. Ohne Kategorien kann es keine Grenzen geben, die überschritten werden können. Jeder Status, jede Kategorie, ja man muss beinahe sagen, jedes System hat seine eigenen Regeln.

Klar, in einer Beziehung geht man anders miteinander um als in einer guten Freundschaft oder einer Bekanntschaft. Wie schön ist es, dass man immer auf die Unterstützung seiner Freundinnen und Freunde bauen kann. Jedes Problem stößt auf offene Ohren, während 'Konflikt' weitaus weniger willkommen ist. Unterschiede im Geschmack können offen und mit leidenschaftlicher Begeisterung besprochen werden, ohne dass man in Versuchung kommen muss, den anderen nach seinen Maßstäben zu bewerten. Während Unterschiede legitim sind, sind es Differenzen schon

weniger. Unterschiede in den Interessen, Präferenzen und Wertesystemen werden ignoriert, des friedlichen Miteinanders wegen. Schließlich hat man sich ja bereits anfangs nach dem Kriterium der Gleichheit ausgewählt. Die nachträgliche Überbetonung von Differenzen kann tödlich sein; während der Austausch von Gemeinsamkeiten gerne, deutlich und enthusiastisch kommuniziert wird. Gerne verabredet man sich dann zum gemeinsamen Konzertbesuch, Schwimmen oder Shoppen. Doch 'Freundschaft' hat noch viele weitere Regeln als nur die Betonung von Ge-

meinsamkeiten und die Umgehung von Dissens.

Während Loyalität und Vertrauen eine wichtige Rolle spielen, lohnt es sich, die Nähe von Freundschaften zu betrachten, also wie stark die Personen in das Leben des anderen integriert sind. 'Integration' ist die simple Regel miteinander Zeit zu verbringen. Die Freizeitplanung ist etwas, was man mit Freunden teilt. Freundschaft ist, wenn man es so ausdrücken will, ein loses Netz welches nur durch gemeinsame Erlebnisse am Leben erhalten wird. Hier zeigt sich aber auch schon die Problematik dieser

Kategorie, denn oft ist Freundschaft eher als eine 'Grenzkategorie' an sich zu verstehen, die sich jedoch über einen 'Status' stabilisieren kann. Den Status 'Freunde' können schließlich viele haben, und trotzdem sind nicht alle Freundschaften gleich. Der Status 'Freund' kennt viele Abstufungen, die fließend bis zur 'Bekanntschaft' gehen können. Und keiner der Freunde hat einen für immer festgeschriebenen Platz. Die Nähe zur Kategorie 'Freund', sowie die Ferne, variiert ständig, und das Element der 'Integration' ist es nun mal miteinander Zeit zu verbringen. So einfach ist das. 'Konsens' und 'In-

tegration', stabilisiert durch gewachsenes Vertrauen, sind die Fundamente einer Grenzkategorie Namens 'Freundschaft'.

Ganz anders ist das bei Beziehungen, ja gar dem Beziehungssystem. Diese Kategorie ist wesentlich fester und robuster. Hier sind 'Integration' und Verbindlichkeit am stärksten, weil es keinen Grenzbereich geben darf. Wenn der eigene Freund mit der Bedienung flirtet, dann sucht da offenbar jemand ganz klar seine Grenzen, die



LasertGuided / CC BY 2.5

Bekanntschaft, Freundschaft, Beziehung?

auch meist prompt aufgezeigt werden. Je nach dem wie stark die Grenzsuche war, desto stärker auch die Zurechtweisung. Von einer 'Grenzkategorie' wollen wir hier lieber nicht sprechen. Entweder man ist zusammen, oder nicht.

Der Unterschied ist gewaltig. Die Regeln die jeweils gelten, könnten unterschiedlicher nicht sein. Und eben wegen der Dichte an Regeln muss man sagen, dass es sich hierbei eher um ein politisches System handelt. Die Kennzeichnung eines solchen Systems ist, dass Entscheidungen getroffen werden müssen, die für beide verbindlich gelten. Oft gilt sogar das Prinzip der Reziprozität, also für beide gelten dieselben Regeln. Alles andere wäre wohl unfair oder müsste anders kompensiert werden. „Ok, von mir aus geh alleine Feiern, aber ich will mir dann auch keine blöden Fragen anhören, wenn ich das nächste Wochenende alleine in meine Heimat fahre!“ Das Phänomen, das Paare nur noch als eine Person, anstatt zweier Individuen, wahrzunehmen sind, ist wohl keine Seltenheit, und in dieser Hinsicht wenig verwunderlich; schließlich treffen wir hier nicht mehr auf eine Person, sondern auf ein System, dessen offizielle Schließung mit der Trauung am Altar vollendet wird. Hier stellt sich für Freunde immer seltener die Frage: „Was machst Du am Wochenende?“. Diese Frage wird abgelöst durch: „Was macht ihr am Wochenende?“. Die Integration hat ihren höchsten Punkt erreicht.

Gerade darum ist die Anfangsphase einer Beziehung auch so kompliziert, denn schließlich geht es hier um einiges; es geht darum, ob man sich mit jemandem eine gemeinsame Zukunft in Form eines 'Wir' vorstellen kann. Zukunft kann man zwar auch mit Freunden haben, doch hier geht es um eine sehr enge Version in Form einer 'gemeinsamen Zukunft', die in Richtung 'gemeinsame Selbstverwirklichung' geht. In diesem Sinne sind Beziehungen sehr unterschiedlich. Jedes Paar hat seine eigenen Regeln gesetzt und ausgehandelt, sei es was die Freizeitplanung angeht, oder die Organisation täglicher Aufgaben und Verpflichtungen; und vor allem der Umgang miteinander und mit anderen! Wo verläuft die Grenze, und ab wann hat man sie überschritten? Eine Beziehung scheint ständig ihre Grenzen zu suchen, denn nach der freudvollen Verkündigung „Wir sind zusammen!“, beginnt die Arbeit erst. Noch lange nicht sind sich beide Partner über die Grenzziehung einig. Der Aushandlungsprozess steht am Anfang.

Paare sind (zum Glück) weder Wissenschaftler noch Politiker (und wenn dann nicht privat!); was es unwahrscheinlich macht, dass sich beide Partner für ein Wochenende in einen Konferenzraum zurückziehen, um am Flipchart ihre eigenen Interessen, Wünsche und Prioritäten zu besprechen. Das wäre der gefühlsärmste, aber konfliktfreieste Weg sich gemeinsam auf Regeln festzulegen. Stattdessen steht unseren Erwartungen offenbar ein langer Weg voller Enttäuschungen bevor, gekürt mit Momenten der Wut und Trauer; und es liegt an der Natur der

Partner wie mit diesen Konflikten umgegangen wird. Man könnte fast meinen, dass es schließlich nicht die gemeinsamen Regeln sind, die eine Beziehung ausmachen, sondern die Art und Weise der Konfliktverarbeitung. So kenne ich Beziehungen, die von vorneherein extrem harmonisch sind, doch beim ersten größeren Streit sofort zerbrechen, wobei andere Paare sich ständig streiten aber eine ebenso bemerkenswerte Fertigkeit haben sich wieder zu versöhnen, und im Turboverfahren Gras über die Sache wachsen zu lassen. Dies sind zwei Extreme in deren Bereich dazwischen sich die meisten Beziehungen einordnen lassen sollten.

Wenn der eigene Freund mit der Bedienung flirtet, dann sucht da offenbar Jemand ganz klar seine Grenzen, die auch meist prompt aufgezeigt werden.

Interessanter Knackpunkt ist die Betrachtung der unterschiedlichen Rationalitäten zwischen anfangs geschilderten Freundschaften und Beziehungen, zwischen deren Kategorien eine gewaltige Grenze liegt; denn die Spielregeln und Wirkkräfte könnten unterschiedlicher

nicht sein. 'Konflikt' in Freundschaften ist wesentlich seltener; auch weil zum einen das hohe Maß an 'Integration' fehlt (man muss sich folglich nicht überall einig sein). Diese 'Integration' muss erst geleistet werden, nämlich durch einen - wie die Kategorie es schon beschreibt - 'freundlichen' Umgang miteinander. Hier gilt das Gesetz der 'fließenden Grenze'. Je enger, verständnisvoller und konfliktfreier der Kontakt, desto beständiger und enger die Freundschaft. In der 'Beziehung' dagegen gilt, je enger die Beziehung, desto fester haben sich die Partner auf gemeinsame Regeln geeinigt, um ein Fundament für die Zukunft oder gar die gemeinsame Erziehung von Kindern, sprich Gründung einer Familie zu haben. Aber eben dieser Prozess ist konflikthaft; warum hier auch eher gilt, je mehr Konflikt, desto enger die Beziehung, und andersherum. Hier stellt sich die Frage danach, wie viel einem 'Zukunft' in dieser Form Wert ist. Diese Frage kann nicht im Geringsten allgemein beantwortet werden, sondern hängt im Wesentlichen davon ab wie stabil und wohlthuend die Beziehung ist. Während es zum einen eine große Rolle spielt wie stark die Anziehung zwischen den Partnern ist, ist es ebenso entscheidend wie viel 'Konflikt' aus konfligierenden Situationen und Entscheidungen erwächst. Auch eine große inhaltliche Differenz muss nicht zu einem intensiven Konflikt und Auseinandersetzungen führen. Den Partnern ist hier - je nach Charakter - viel Spielraum gegeben.

Schließlich treffen wir hier nicht mehr auf eine Person, sondern ein System, dessen offizielle Schließung mit der Trauung am Altar vollendet wird.

Auch wenn wir am Anfang - in der Kennlernphase - noch nichts von all den Herausforderungen wissen können, die den hier aufeinander treffenden Charakteren bevorstehen werden, können wir persönlich dabei verbleiben das Beste zu hoffen, und uns auf das bezaubernde Lächeln des anderen zu konzentrieren. „Der Rest folgt dann schon!“, ruft uns der Optimismus unseres Herzens zu, während der Verstand zu ahnen scheint welche Stürme uns erwarten und uns dazu verleitet die Grenze zwischen Bekanntheit und Beziehung nicht leichtfertig zu überschreiten.

ML

ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Eine grenzwertige Aufgabe

Wenn PressesprecherInnen zwischen Organisation und Umwelt vermitteln, geraten sie schnell in Konflikt mit Arbeitsvertrag und Vorgesetzten – also mit den Regeln, die für Organisationsmitglieder gelten. Doch wie können Presseabteilungen bei der Erfüllung ihrer widersprüchlichen Aufgabe unterstützt werden?

Organisationen haben Grenzen. Anders als bei Grundstücken, Staaten oder Kontinenten handelt es sich bei diesen nicht um räumliche, sondern um soziale Grenzen. Organisationen zeichnen sich dadurch aus, dass es in ihnen ein ‚Innenleben‘ mit eigenen Erwartungsstrukturen gibt. Ihr spezifischer Organisationscharakter wird durch Mitgliedschaftspflichten aufrechterhalten. Doch in der Umwelt verlieren diese Erwartungsstrukturen ihre Wirkungsmacht. Außen herrschen andere Gesetze. Größere Organisationen richten deshalb Grenzstellen für die Vermittlung zwischen Organisation und Umwelt ein. Kann es im Interesse der Organisation sein, wenn eine Grenzstelle sich über die im System gültigen Regeln hinwegsetzt, um Anforderungen der Umwelt gerecht zu werden? Wenn z.B. die Pressesprecherin einer Gewerkschaft einem Journalisten die Strategie ihrer Organisation in laufenden Tarifverhandlungen anvertraut, ist dies – formal – ein verbotener Geheimnisverrat. Bei Bekanntwerden dieses regelwidrigen Handelns wäre die Entlassung logische Konsequenz. Wenn sich die Pressesprecherin allerdings darauf verlassen kann, dass die Information vertraulich behandelt wird, könnte diese Informationsweitergabe für die Gewerkschaft von Vorteil sein. Konkret könnte sie sich in vorteilhafter medialer Darstellung auszahlen.

Aber wie erlaubt oder vereinfacht eine Organisation bestimmten Mitgliedern, formale Regeln zu hintergehen, wenn dies für die Organisation zweckdienlich ist? Genau hierin liegt das Problem: Die ausdrückliche Genehmigung des Regelübertritts käme der Selbstauflösung der Organisation nahe, weil die Grenze zur Umwelt systematisch durchlöchert würde. Die Organisation nähme dabei Schaden, weil Erwartbarkeit und Leistungsfähigkeit innerhalb des Systems abnehmen würden.

Trotzdem bieten sich für Organisationen Chancen, zweckdienliche Illegalität zumindest zu dulden und zu erleichtern, wie ich in diesem Essay noch darstellen werde. Dass dies nicht einfach ist, wurde mir bei einer Studie bewusst: Für eine organisationssoziologische Hausarbeit habe ich im Rahmen eines Praktikums die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit einer großen deutschen Gewerkschaft empirisch untersucht. Ich wollte herausfinden, wie dort die Grenzstellenaufgabe gegenüber der Öffentlichkeit aus Massenmedien und Bürgern bewältigt wird.

Um später die Grenzstellenproblematik genauer beleuchten zu können und zwei Hilfsmittel einzuführen, beginne ich mit einem Überblick über wichtige Begriffe und Grundgedanken der frühen Organisationssoziologie Niklas Luhmanns. Luhmanns (1964 zuerst erschienene) Dis-

sertation „Funktionen und Folgen formaler Organisationen“ (Luhmann 1999) ist hierfür zentral.

Über den Wirkungsbereich von Organisationen und einfachen Handlungssystemen

Der frühe Luhmann definiert eine Organisation noch als ein Handlungssystem, das sich durch „relative Invarianz seiner Grenzen gegenüber der Umwelt“ auszeichnet (Luhmann 1999: 24). Das Spezifikum von Organisationen sieht Luhmann in der Bedeutung der Mitgliedschaft, die direkt an die formale Ordnung gebunden ist: Wer Mitglied sein will, muss *offiziell* allen formalen Erwartungen Folge leisten – dieser Typus von Erwartungen bildet das ‚Gehäuse‘ einer jeden Organisation. Formale Regeln können Mitglieder zumindest nicht offensichtlich hintergehen. Besonders fatal wäre, den Eindruck zu erwecken, sie begingen absichtlich Regelbruch.

Organisationsgrenzen sind überall dort anzutreffen, wo Mitglieder nicht mehr als Mitglied der Organisation auftreten müssen. So weiß eine Chefin, dass sie außerhalb ‚ihrer‘ Organisation nicht automatisch den Ton angeben kann – z.B., wenn sie in der Mittagspause regelmäßig an einer (außerbetrieblichen) Yoga-Gruppe teilnimmt. Formale Erwartungen sind für die Organisation notwendig. Hinderlich werden Vorschriften erst, wenn sie zu detailliert sind, weil dies die Anpassungsfähigkeit des Systems an seine Umwelt einschränkt. Außerdem können nicht alle notwendigen Verhaltenserwartungen formalisiert werden. Dies würde Widersprüche im Regelwerk einer Organisation erzeugen, was die Aushöhlung der formalen Ordnung zur Folge hätte: Wenn Mitglieder einen Befehl bekämen, könnten sie sich bspw. auf eine widersprüchliche Anordnung berufen, die ihnen die Ausführung verbietet.

Weil Organisationen aber widersprüchliche Zwecke gerecht werden müssen, kommt informalen Erwartungen in Luhmanns Organisationssoziologie eine wichtige Rolle zu. Diese Erwartungen können die formalen Regeln ergänzen, aber auch im Konflikt mit ihnen stehen, also zur formalen Illegalität auffordern (zu ihrer Funktionsweise Kühl 2010: 101). Zum Beispiel dient Informalität Personen zur emotionalen Entlastung (dazu Luhmann 1971: 137f.). Viele Flurgespräche, ‚Kaffeekassen‘ und alle Formen von Gegenmacht sind so organisiert. Wie im Folgenden noch verdeutlicht wird, können auch Grenzstellen auf diese Weise zwischen System und Umwelt vermitteln.

Grenzstellenarbeit in einer Presseabteilung

Für das Fortbestehen einer Organisation reicht es nicht, wenn diese lediglich ihre Grenzen definiert und aufrechterhält. Das Organisationssystem muss zusätzlich Kontakte zur Umwelt erhalten. Die Grenzstellen übernehmen hierbei eine Schlüsselfunktion: Ihre Aufgabe ist es, die Organisation auf die ihnen zugeteilte Teilumwelt einzustellen. Sie sollen umgekehrt auch diesen Umweltsektor an das System anpassen. Widersprüchlich wird dieser Job spätestens dadurch, dass sie als Organisationsmit-

glieder ihrer Organisation treu bleiben müssen. Sie verantworten ihre Regelübertritte und dürfen sich dabei zumindest nicht erwischen lassen (Luhmann 1999: 220-239; Westerbarkey 1971; Gediga 2009: 16-22; Tacke 1997; Leben 1973: 21-53).

In der Presseabteilung der untersuchten Gewerkschaft finden sich Grenzstellen, die darauf spezialisiert sind, ihr Organisationssystem gegenüber der Öffentlichkeit zu vertreten.¹ Letztere besteht vor allem aus JournalistInnen, also VertreterInnen der Massenmedien. Die gewerkschaftlichen PressesprecherInnen können einerseits mit beeinflussen, welche Informationen die Medien aus der Organisation bekommen. Andererseits haben sie in der Hand, welche Informationen über ihre Stellen in die Organisation hinein gelangen. Beide Richtungen des Informationsflusses stehen in einem Wechselverhältnis zueinander.

- Die PressesprecherInnen suchen außen den Kontakt zu MedienvertreterInnen, um Beschlüsse bekannt zu machen, Themen anzubieten oder in öffentlichen Debatten Stellung zu beziehen. Wie in allen Situationen faktischen Handelns geht es dabei nicht nur formal zu; es zählt nicht ausschließlich die Qualität der Argumentation oder die politische Nähe zwischen JournalistIn und Gewerkschaft(svertreterIn). Auch Sympathien, persönliche Nähe und bisherige Erfahrungen haben einen Einfluss auf den Kontakt zwischen beiden Seiten. Es ist davon auszugehen, dass diese informale Komponente die Häufigkeit sowie den (positiven oder negativen) Inhalt der Berichterstattung über die Gewerkschaft beeinflusst. Aus Sicht der Gewerkschaft könnte intensiver und persönlicher Kontakt zwischen Presseabteilung und Medienvertretern also von Vorteil sein. Auch dann, wenn dieser Kontakt mit starker Informalität oder sogar formaler Illegalität verbunden ist: Die PressesprecherInnen könnten den positiven Kontakt zu Medienvertretern mit privatem Essengehen oder sogar (Betriebs-)Geheimnisverrat quasi ‚erkauft‘ haben.

- Aufgabe der Presseabteilung ist es ebenso, brauchbare Informationen aus der Umwelt in das System weiterzureichen. Wenn dies geschieht, können auf dieser Grundlage gewerkschaftliche Aktivitäten oder Positionen reflektiert und ggf. auf die Anforderungen der Umwelt angepasst werden. Dieses Wirken nach innen ist stark davon abhängig, wie ‚nah‘ die PressesprecherInnen den MedienvertreterInnen kommen; also an welche und wie viele Informationen sie über den persönlichen Kontakt gelangen – z.B. durch ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis, das gegenseitigen Geheimnisverrat einschließt. Außerdem kommt es darauf an, ob die PressesprecherInnen im System die Möglichkeit haben, relevante Informationen passend dosiert und wirkungsvoll unterzubringen. Dies hängt in hohem Maße von ihrem formalen Status² ab, der im Folgenden noch thematisiert wird.

Wenn Grenzstellen ihre Umwelt nur *besser einschätzen* können (qua Position, Erfahrung und Qualifikation) aber nicht *mehr wissen* (im Vergleich zu anderen Stellen im System), werden sie ihrer Aufgabe nicht gerecht – zumindest lassen sie viel Potenzial ungenutzt. Luhmann be-

zeichnet die besonderen Handlungssysteme, die bei der Intensivierung des Kontakts zwischen Vertretern verschiedener Systeme entstehen, als Zwischensysteme (Luhmann 1999: 226ff.). In einer Art sozialem Tausch (Blau 1968: 452ff.) kann sich der Kontakt dort hochschaukeln. Wenn die Grenzstellen in diesem Prozess zum Vorteil ihres Systems handeln – oben wurden Beispiele genannt –, sind Zwischensysteme eine große Chance für die Organisation. Das passend dosierte Weitertragen von „betrieblichen Angelegenheiten“ kann für die Qualität des Zwischensystems vorteilhaft sein – obwohl dies jedem Mitglied im Arbeitsvertrag verboten sein *muss*. Diese Informationen könnten helfen, in der Umwelt falsche Eindrücke über Organisationsabläufe wegzuwischen. Zum Beispiel, wenn das Handeln der gewerkschaftlichen Delegation in Tarifverhandlungen bei JournalistInnen nicht auf Verständnis stößt, weil diesen die (geheimen) Handlungsgrundlagen dafür unbekannt sind. Auch könnte es vorteilhaft sein, den sozialen Informationsaustausch im Zwischensystem aufrecht zu erhalten, damit Umweltinformationen gewonnen werden, die für das System viel wertvoller sind als das Informationsrisiko von passend dosierten Internas wiegt. Ein Beispiel wäre hier die Preisgabe der ungeschminkten Wahrnehmung, die Journalisten von der Gewerkschaft haben – die in Zeitungsberichten aber nur latent mitschwingt.

Doch Vorsicht! Auch wenn „zweckmäßige Illegalität“ (Luhmann 1999: 232) für die Organisation Chancen bietet, spielen ihre Mitglieder hier mit dem Teufel. Informalität rutscht schnell in formale Illegalität ab – und diese kann schnell ohne Nutzen sein. Für die Organisation können abtrünnige Zwischensysteme sehr schädlich, ja sogar existenzgefährdend sein. Um ein fiktives Extrembeispiel aufzuführen: Es erschiene hoch riskant, wenn die Pressesprecherin einer Gewerkschaft Informationen darüber, wie gut die Streikkasse gefüllt ist, an einen Journalisten weitergäbe. Der Schaden der entstünde, wenn diese Information an den falschen Umweltsektor geriete, könnte unermesslich hoch sein. Wenn die Pressesprecherin diese Information trotzdem weitergäbe, müsste sie ihrem Gegenüber uneingeschränkt vertrauen. Ihr Handeln wäre nur zweckmäßig, wenn sie die Berichterstattung dadurch im großen Maße beeinflussen könnte – oder selbst an Informationen gelangte, die für die Gewerkschaft oder – falls geheimgehalten – zumindest für die Ausführung ihrer Stelle von unermesslichem Nutzen wären.

Wie wird die Presseabteilung bei ihrer widersprüchlichen Aufgabe unterstützt?

Diese soziologische Perspektive macht deutlich, dass eine Freistellung der Grenzstellen von ihren Mitgliedschaftspflichten vorteilhaft sein kann, wenn die Organisation auf diesem Wege auf notwendige Umweltanpassungen vorbereitet wird. Aus Luhmanns Organisationstheorie geht ebenso hervor, dass Organisationen die Unterstützung ihrer Grenzstellen sehr schwer fällt, weil die Aufrechterhaltung der Grenze existenzwichtig ist. Im Interview offenbarten mir einige PressesprecherInnen, wie stark die Pflicht zur Einhaltung der formalen Regeln auf ihr Handeln ‚drückt‘. Teilweise gaben sie preis, dass sie aufgrund der Mitgliedschaftsbedingung auf zweckdienliche Informalität verzichteten, wenn diese in Illegalität abgleiten könnte. Wenn solche

Regelverstöße anderen Stellen bekannt würden, sei ihre Anstellung bedroht – dieses Risiko sei ihnen zu groß.

Ist hieraus zu folgern, dass den untersuchten Grenzstellen von ihrer Organisation keinerlei Unterstützung bei der Erfüllung ihrer widersprüchlichen Aufgabe gewährt wurde? Und daran anschließend: Lassen sich auf der Basis von Luhmanns Theorie Unterstützungspotenziale aufzeigen?

Luhmann (1999: 229ff.) führt vier strukturelle Hilfsmittel auf, von denen hier mit Kommunikationswegregelungen (1.) und den formalen Status einer Stelle (2.) zwei dieser Mittel untersucht werden sollen.

(1.) Kommunikationswegregelungen betreffen bei einer Presseabteilung die garantierten Beteiligungsrechte an der ein- und ausgehenden Kommunikation mit JournalistInnen. In der von mir untersuchten Gewerkschaftsverwaltung werden den ÖffentlichkeitsarbeiterInnen solche Rechte gewährt: Die Presseabteilung ist für alle ReferentInnen und AbteilungsleiterInnen erste und letzte Instanz, wenn diese mit JournalistInnen Kontakt aufnehmen wollen. Auch JournalistInnen müssen an die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit weitergeleitet werden, wenn sie sich an andere Stellen der Organisation wenden. Obwohl die Gewerkschaftsvorstände von der formalen Verpflichtung ausgenommen sind,³ binden sie die Abteilung freiwillig aber erwartbar in ihren Kontakt zur Presse ein. Sie machen den PressesprecherInnen den Umweltsektor nicht streitig. Die Grenzstellen sind keinerlei Kontrollen ausgesetzt und könnten diesen Spielraum informal nutzen. Dass alle interviewten Pressesprecher in der Abteilung jedoch grundsätzlich verneinten, Informalität (z.B. die Pflege und Intensivierung des Kontakts zu wichtigen Journalisten) in ihre Aufgabenerfüllung miteinzuplanen, mag mehrere Gründe haben.

(2.) Einer der wichtigsten Gründe ist wohl der Mangel an formalem Status, in dem Luhmann „die wichtigste Möglichkeit der Förderung von Außenkontakten“ (Luhmann 1999: 234) sieht. Denn Kommunikationswegregelungen garantieren der Presseabteilung zwar die erste und letzte Beteiligung bei allen Mitgliedern außer den Vorständen. Letztere binden die ÖffentlichkeitsarbeiterInnen sogar freiwillig ein. Die Presseabteilung kann sich trotzdem nicht in Sicherheit wiegen: Auf einmal könnte sich ein Vorstandsmitglied in ihre Belange einmischen, von ihren Methoden zufällig erfahren und sie deshalb entlassen. Wenn z.B. die Abteilungsleitung der Öffentlichkeitsarbeit in den Vorstand aufgenommen würde, ließe sich die Angst, beim zweckdienlichen Übertreten der Mitgliedschaftspflichten erwischt zu werden, lindern. Die entsprechende Stelle hätte dann mehr Möglichkeiten, die formalen Regeln selbst mitzubestimmen – und dazu ein stärkeres Gewicht nach außen. Bei der von mir untersuchten Gewerkschaft befand sich keine speziell auf Öffentlichkeitsarbeit abgestellte Stelle im Vorstand. Ein Blick in das Fachmagazin „pressesprecher“ (Hetzel 2010: 57f.) verrät allerdings, dass sich dieses Hilfsmittel schon bei vielen Organisationen durchgesetzt hat. Doch weil „[h]oher Status [...] notwendig knapp“ ist (Luhmann 1999: 236), lässt sich hierin kein Universal-

problemlöser finden. Öffentlichkeitsarbeit wird immer im Interessenkonflikt mit anderen Unterzwecken der Organisation stehen, die für sich ebenfalls eine höhere Wertschätzung einfordern.

Im Vergleich zwischen beiden Hilfsmitteln scheinen Kommunikationswegregelungen einfacher und konfliktfreier nutzbar, als der formale Status. Doch erstens haben diese wohl weniger Hilfsmittelpotenzial⁴ und zweitens scheint ihre Hilfsmittelwirkung in Abhängigkeit zu einer Reihe anderer Variablen zu stehen. Dazu gehört unter anderem der formale Status selbst. Wie ich in meiner Studie herausgefunden habe, hat auch ein ‚Pressesprecherethos‘ und die Art der Formalisierung Einfluss auf das Hilfsmittelpotenzial von Kommunikationswegregelungen: Ersteres drückt sich darin aus, dass alle interviewten PressesprecherInnen informale oder gar illegale Arbeitsmethoden normativ ablehnen und als „unprofessionell“ bezeichnen. Was Letzteres angeht, also die Art der Formalisierung, gibt es wohl einen qualitativen Unterschied zwischen schriftlich festgehaltenen Erwartungen (in Arbeitsverträgen, Zielvereinbarungen oder auch Mails) und ‚losen‘ Anweisungen, die lediglich mündlich angeordnet wurden.

Beide Hilfsmittel sind keine Selbstläufer. Was können Organisationen darüber hinaus tun, um ihre Presseabteilung für ihre Grenzstellenaufgabe zu wappnen? Zum Beispiel könnten sie bei der Besetzung dieser Stellen auf bestimmte soziale Kompetenzen achten: Verantwortungsbewusstsein, Loyalität, Reflexionsvermögen und persönliche Nähe zum journalistischen Milieu gäben gemeinsam keine schlechten Prämissen ab, um unter dem „Druck der Situation an der Grenze“ (Luhmann 1999: 229) im Sinne der Organisation zu handeln. Eigene Moralvorstellungen und die Unterstützungsleitungen der Organisation geben den Rahmen vor, in dem dies möglich ist.

Felix Eggersgluß

Literatur:

- Blau, Peter M., 1968: *Social Exchange*. S. 452-457. In: *International Encyclopedia*. Volume 7. London.
- Gediga, Christian, 2009: *Mitgliedschaft an ihren Grenzen. Funktionen und Folgen von Key Account Management*. Diplomarbeit. URL: [http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/\[1\]pdf/FuF_KAM_Gediga.pdf](http://www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/[1]pdf/FuF_KAM_Gediga.pdf) (Letzter Abruf: 22.01.2011)
- Kühl, Stefan, 2010: *Organisation. Eine sehr kurze Einführung*. Bielefeld. (Ggü. Studenten veröffentlichtes Buch-Skript, das gerade als Buch herausgekommen ist: Kühl, Stefan, 2011: *Organisation. Eine sehr kurze Einführung*. Wiesbaden.)
- Leben, Lutz, 1973: *Kommunikationsleistungen des Bankmanagements als Grenzstelle des Systems im Bereich zwischenbanklicher Beziehungen*. Erlangen.
- Luhmann, Niklas, 1999 (1964): *Funktionen und Folgen formaler Organisationen*. Berlin.
- Luhmann, Niklas, 1971: *Politische Planung. Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung*. Opladen.
- Hetzel, Rudolf/Werner, Torben, 2010: *Pressesprecher. Magazin für Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation*. Das war 2010. Ausgabe 08/2010. Berlin.
- Tacke, Veronika, 1997: *Systemrationalisierung an ihren Grenzen. Organisationsgrenzen und Funktionen von Grenzstellen in Wirtschaftsorganisationen*. In: Schreyögg, G./Sydow, J. (Hg.): *Managementforschung 7. Gestaltung von Organisationsgrenzen*. Berlin/New York.

■Westerbarkey, Joachim, 1971: Die Organisation der publizistischen „Grenzstelle“ im Klerus. Kommunikationswissenschaftliche Aspekte zum Berufsbild des katholischen Priesters. In: Publizistik: Vierteljahrshefte zur Kommunikationsforschung. Wiesbaden.

Anmerkungen:

1 Dass die Teilumwelt Öffentlichkeit für Gewerkschaften sehr relevant ist, lässt sich schnell an der Aufgabe von Gewerkschaften klarmachen. Als Interessenvertretungsorganisation von ArbeitnehmerInnen sind Gewerkschaften in einem hohen Maße auf Mitglieder angewiesen. Ihre (Tarif-)Macht steigt und fällt mit Organisationsgraden und hinreichenden finanziellen Mitteln. In Tarifverhandlungen und auch während Streiks ist ihr Erfolg auch davon abhängig, wie ihre Aktionen in der Öffentlichkeit, d.h. in den Massenmedien, beobachtet werden. Von der medialen Darstellung hängt wiederum sehr stark ab, wie Personen zu Gewerkschaften stehen; ob sie Gewerkschaftsmitglied bleiben, ob sie eintreten oder gewerkschaftliche Ziele zumindest unterstützen.

2 Formaler Status bezieht sich hier auf Stellung innerhalb der Organisationshierarchie. Nach Luhmann lässt sich der hierarchische Status al-

lein über die Möglichkeit zur Formalisierung von Erwartungen definieren (Luhmann 1999: 236). Je weitreichender die Befehle sind, die von einer Stelle gegeben werden können, desto höher also der formale Status.

3 Die Gewerkschaftsvorstände legen selbst die formalen Regeln für untergeordnete Mitglieder fest. Ausgenommen sind Vorgaben, die in der demokratisch abgestimmten Satzung zu finden sind. Weil die Kommunikationswegregelungen von Letzterem nicht betroffen sind, werden diese von den Vorständen selbst formuliert – ihre hierarchische Ebene ist hieran also nicht gebunden.

4 Hoher formaler Status – also größeren Entscheidungsspielraum in der Organisation – kann mehr Möglichkeiten und Sicherheit zu informellem Handeln geben als Kommunikationswegregelungen. Die Stellen der Organisationsleitung bieten das Maximum an Hilfsmittelpotenzial: Wer auf einer solchen Stelle sitzt, hat sprichwörtlich die Zügel in der Hand: Von hier aus lässt sich ein Großteil der Formalordnung einer Organisation prägen und formen. Im Vergleich dazu scheinen die Möglichkeiten der Kommunikationswegregelungen begrenzt: Allein schon, weil die Organisationsleitung kaum verlässlich verpflichtet werden kann, die Presseabteilung einzubinden.

Glosse

Auf der Suche nach... exzellenten Studierenden

Jeder sucht sie, jeder will sie haben und jeder hat sie (zumindest, wenn die Konkurrenz fragt): exzellente Studierende. Aber niemand weiß, wer oder was das eigentlich sein soll: Studierende mit exzellenten Fähigkeiten auf dem jeweiligen Fachgebiet, mit sehr guten Noten im Abitur oder auch mit blendendem Aussehen? Exzellenz, das Modewort der Wissenschaftspolitik, nun auch für Studierende?

Schaut man auf die Auswahl der Studierenden, so ist das bei weitem am häufigsten verwendete Kriterium die Abiturdurchschnittsnote. Exzellente Studierende sind also Generalisten, welche in allen Fächern sehr gute Leistungen erzielen. Andere Kriterien wie gewichtete Fachnoten, praktische Vorerfahrung oder gar ehrenamtliches Engagement finden weitaus seltener Anwendung, obwohl sie oft als sinnvoll erachtet werden. Mangelnde Kapazitäten zur Prüfung werden als Grund für den Verzicht angegeben. Ist dies der einzige Grund?

Laut der Umfrage CHE Quest¹ wünschen sich Hochschullehrer vor allem solche Studierende, welche ihnen in Allgemeinbildung, Ausdrucksvermögen und Interessen am nächsten stehen. Dies betreffe aber nur rund 13% der Studierenden, die sog. Wunschkandidaten. Daneben gibt es weitere Studierendentypen, etwa den Lonesome Rider, Pragmatiker oder Unterstützungsbedürftige. Jeder dieser Typen hat unterschiedliche Bedürfnisse, verschiedene Faktoren bestimmen über seinen Studienerfolg. Die Studienbedingungen sind an den meisten Fakultäten jedoch auf die 13% Wunschkandidaten zugeschnitten. Sie

folgen einer Angebotsperspektive der Professorenschaft, die davon ausgeht, dass das, was gelehrt wird, am besten auf die Studierenden (resp. Wunschkandidaten) passe. Zur Exzellenz via Abiturnote kommt also noch die Anpassung an einen bestimmten Typ von Lehre.

So verwundert es nicht, dass auch der Deutsche Hochschulverband (DHV), die Professorengewerkschaft (sic!), die Bestenauswahl als geeignetstes Mittel zur Qualitätssicherung an deutschen Universitäten ansieht. Er sieht sogar - und verweist stolz darauf, dies immer wieder angemerkt zu haben - die „allgemeine Studierfähigkeit“ nachlassen.² Und dies schon 1993 - beinahe visionär!

Ungeklärt bleibt die Frage, warum exzellente Studierende zwar angeworben werden sollen, es aber keine Debatte darüber gibt, wie die Studienbedingungen so ausgestaltet werden können, dass sie für alle Studierendengruppen ein erfolgreiches Studium erleichtern können. In den USA ist dies bereits Praxis, in Deutschland gibt es bisher wenige Ansätze dazu. Dabei müsste die Frage, wenn man in der Exzellenzsemantik verbleibt, doch lauten: Wie produzieren wir exzellente Absolventen? Dazu bedarf es eines Nachfragens, was Studierende für ein erfolgreiches Studium benötigen und ein Anerkennen von Diversität. Auch an der Fakultät für Soziologie.

Rainald Manthe

1 <http://www.che-consult.de/cms/?getObject=371&getNew-sID=1336&getCB=398&getLang=de> [1], 02.10.2011

2 <http://www.hochschulverband.de/cms1/550.html> [2], 02.10.2011

„WIE WÄRE ES MIT EINEM SEMINAR ZUM THEMA: THEORIE UND ALLTAG?“

Über die Grenzen der Seminarsoziologie – und warum man sie auch mal überschreiten sollte.

von Stefan Schulz

Die Soziologie ist die besondere unter den besonderen Wissenschaften, das wissen Soziologen noch am besten. Sie wissen im Grunde alles am besten. Die Soziologie ist die Wissenschaft, die sich weder thematisch noch methodisch festlegt und dennoch oder gerade deswegen Antworten zu fast allem findet. „Anders als der spezialisierte Experte ist der öffentliche Intellektuelle (...) zunächst Generalist. In dieser Rolle äußert er sich gerade nicht zu seinem eigenen Spezialgebiet, popularisiert gerade nicht seine exotische Forschung durch Vereinfachen, Moralisieren oder »Frisieren« der Ergebnisse, sondern spricht über öffentlich als wichtig markierte Belange, über die ihm sein eigenes Spezialgebiet in der Regel wenig Auskunft gibt.“ So schreibt es Fran Osrecki in seiner Dissertation zur „Diagnosegesellschaft“ 2010.

Reißt man das Textstück aus seinem Zusammenhang, um den Autoren an diesen Überlegungen nicht mitschuldig werden zu lassen, bietet es sich an, den „öffentlichen Intellektuellen“ als Soziologen zu benennen. Anders als in anderen universitären Wissenschaften benötigt der Soziologe keine Gerätschaften und keine möglichst frisch gedruckten Papierberge, um seine Aussagen zu plausibilisieren. Das hilfreiche soziologische Argument ist kein Urteil, sondern ein zumeist kontraintuitives Referat der eigenen Beobachtung, das sich ganz alleine trägt. Die Beobachtung aus der Welt abzuleiten, das ist die komplizierte Sache; sie, einmal vorgetragen, zu verstehen ist ein Selbstläufer.

Zu denken, wie sonst niemand denkt, das ist die Fertigkeit des Soziologen. Der gute Soziologe fällt nicht durch tolle Themen, sondern durch prägnante Problembezüge auf. Ausschöpfen lässt sich dieses Potenzial jedoch nur, wenn der Soziologe seine Wissenschaft in den Dienst einer Anwendung stellt. Es gibt gute Gründe, dies nicht zu tun. Es gibt aber auch neue, die dafür sprechen. Das Soziologiestudium muss seine Zielsetzung, Wissenschaftler auszubilden, schon länger mit anderen Zielsetzungen teilen. Wer heute ein Soziologiebachelorstudium beginnt, sieht dies möglicherweise als Etappe einer Lebensplanung, die nicht zwingend rein soziologisch ausgerichtet ist. Wer sich, auch wenn es seltener vorkommt, ohne formale Soziologievorkenntnisse für ein Soziologiemasterstudium entscheidet, hat bereits eine Lebensplanung, die durch das Studium erweitert aber nicht übernommen wird.

Doch die universitäre Soziologie weigert sich noch, dies zuzulassen. Dabei böte sich eine Veränderung an. Mindestens einmal im Studium sollte jeder angehende Soziologe ein Seminar zum Thema „Welttretung“ besuchen. Treffen sich Soziologen zum Stammtisch, betreiben sie genau das. Aber gerade in Bielefeld verfängt man sich recht schnell in der Kritik, anstatt sich konstruktiv und wohlwollend – und durch die Seminarsituation kontrolliert – mit der Welt zu beschäftigen. Die Welt, wie sie in den Zeitungen steht, findet im Studium kaum statt, und auch nicht der Alltag, wie er eigentlich erlebt wird. Aus verständlichen aber trotzdem merkwürdigen Gründen zieht die Seminarsoziologie eine strenge Linie zwischen sich und dem Alltag. Soziologie hier, Alltag da. Könnte man diese Grenze nicht niederreißen, auch um sich ihr dadurch überhaupt bewusst zu werden?

Zu den prägenden Situationen kann es gehören, von Prof. Stefan Kühl außerhalb von Seminaren aufgefordert zu werden, regelmäßig knappe Texte zu schreiben, in denen ein Argument auszuarbeiten ist. Texte im Studium werden besser, wenn man nebenher, beinahe als Hobby, das Zeitungswissen des aktuellen Tages mit eigenen Überlegungen konturiert und diese auch niederschreibt. Die Qualität des gesprochenen Wortes steigt in dem Maße, in dem man sich an das vorher selbst Geschriebene erinnern kann. Es gibt kaum bessere Wege zu lernen, Argumente aus der Welt außerhalb des Seminarkontextes abzuleiten. Die Kunst des Soziologen, die dabei ebenso geschult wird, ist das ruhige Denken, nicht das spontane Improvisieren: Das gründliche soziologische Nachdenken ist vereinbar mit der Kommentierung des weltzugewandten Aktionismus.

Eine andere prägende Situation im Studium eines angehenden Soziologen entsteht dann, wenn er die Seminare der anderen besucht. Prof. Kühl hat auch mit einem anderen Hinweis Recht: Man ist mit seinem Soziologiestudium fertig, wenn man beginnt, in Seminaren auch als gemeiner Teilnehmer immer mehr lehrend als lernend aufzutreten. Das ist vor allem deswegen ein guter Indikator, weil man ihn an sich selbst prüfen kann. Wie wäre es, wenn man in diesem Endstadium des eigenen Studiums in ein Geschichtsseminar geht? Wer als einziger Soziologe in einem Geschichtsseminar wohlwollend zugelassen wird, der ist mit seinem Studium wirklich fertig und für die Welt gerüstet.



Library of the London School of Economics and Political Science / taken from Flickr's The Commons. The uploading organization tagged it with no known copyright restrictions.

Soziologieseminar in England im Jahre 1964

Wenn man das vorgestellte Problembewusstsein teilt, teilt man vielleicht auch folgende Überlegungen: Zu einem Soziologiestudium sollten Exkursionen in die Gesellschaft gehören. Der Text ist eine immer wichtige Kategorie, aber die noch nicht in Text geformte soziale Wirklichkeit ist es auch. Ein dreimonatiges Praktikum entspräche solch einer Gesellschaftsbegehung. Doch ist diese Form sehr planungsabhängig, nimmt viel Zeit in Anspruch und verläuft zuweilen einsam. Im Praktikum ist die Möglichkeit der interaktiven Reflexion kaum gegeben. Für Praktikumsberichte interessieren sich nur wenige, obwohl dieser Text einer der wichtigsten des Studiums sein müsste. Sechs Wochen Praktikum in einem dreijährigen Soziologiebachelorstudium ist eine zu kurz und zu pauschal geplante Zeit für kontrollierte Felderfahrung. Genau an dieser Stelle individuelles Engagement und Selbstverantwortung von den Studierenden zu verlangen ist falsch.

Zwar kann der Praxisschock eine sehr interessante Erfahrung sein, doch fällt er leider auch zusammen mit dem ersten Eindruck, den Soziologen außerhalb ihrer Elfenbeintürme machen. Frisch von der Uni ist man einer Berufswelt ausgesetzt, die so überwältigend sein kann, dass man geneigt ist, der liebsten Soziologenempfehlung zu folgen: Drop your tools! Aufgenommen werden sie dann zu meist nicht mehr. Notwendig wäre eine Portion Pragmatismus, schon im Studium. Wie wäre es mit einem Seminar zum Thema: „Theorie und Alltag“. Nicht nur das Fahrstuhlfahren lohnt sich, soziologisch kontrolliert diskutiert zu werden. Wir leben in einer Weltgesellschaft, erleben jedoch einen Alltagsmikrokosmos. Wie steht es um die Büro-Soziologie? Wie steht es um eine gesellschaftstheoretisch getragene Soziologie der Stadt?

Warum schlägt sich, Beispiel Bielefeld, das Projekt „KlimaWelten“ nicht in der gewöhnlichen Seminarsoziologie eines Soziologiestudiums nieder? Wie konnten über Jahrzehnte die Historiker und Soziologen in Bielefeld nur fünfzig Meter voneinander entfernt in zwei verschiedenen Welten am zuweilen gleichen Thema forschen? In Bielefeld bieten Historiker Seminare zum Thema „Luhmann in Oberntudorf“ an – und kaum ein Soziologe hat davon gehört.

Das Plädoyer ist einfach: Soziologie macht mehr Spaß, wenn sie sich auch einmal an Themen orientiert und diese Themen aus dem alltäglichen Erleben generiert. Das Uni-Gebäude wenigstens einmal im Studium zu verlassen und trotzdem Seminarsoziologie zu betreiben sollte möglich sein. Das Kriterium „Textgrundlage“ ist wichtig, aber wenigstens einmal kann es an seiner Pathologie konturiert werden. Zu gewinnen ist viel: Nicht zuletzt könnte es dabei helfen, die Grenzen der Uni-Soziologie zu schärfen. Denn nur wenn sie auch einmal überschritten werden, bekommt man ein Gefühl dafür, was es heißt, Soziologie zu betreiben. Schließlich äußert man sich als Soziologe und „öffentlicher Intellektueller“ über die Welt. Und auch wenn man für sich anderes anstrebt, möchte man, wenn es nach dem Studium darauf ankommt, mehr irritieren und weniger irritiert werden. ■

über den Autor:

Stefan Schulz bloggt zusammen mit anderen Bielefelder Soziologen seit 2008 regelmäßig auf „sozialtheoristen.de“ über aktuelle Themen – vorbeischaun lohnt sich!

SURVIVAL OF THE FITTEST:

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“

Wir kennen sie alle. Die Sätze, die ungefähr so lauten: „Ich habe leider keine Zeit“ oder „Wie schnell doch die Zeit vergeht“. Doch warum haben wir das Gefühl, dass die Zeit so schnell an uns vorbeirauscht? Was hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert?

Der Schriftsteller Thornton Wilder meinte einmal, dass man unter Fortschritt eher das Tempo versteht als die Richtung. Was genau hat es mit dem Fortschritt und dem Tempo auf sich? Bezogen auf unser Thema müsste man sich denken, dass wir v.a. nach den vielen technischen Entwicklungen eigentlich mehr Zeit haben sollten. Schließlich brauchen sich Studierende – dank dem Personal Computer – nicht mehr mit der Schreibmaschine zu quälen, weil sie einen Tippfehler in einem Wort gemacht haben und nun die komplette Seite nochmal abtippen müssen. Durch die Waschmaschine haben sich die Menschen mehrere Waschtage gespart und auf ein Telegramm braucht man auch nicht mehr ewig zu warten, weil es inzwischen sogar Smartphones gibt. Die Liste kann so ewig fortgeführt werden. Doch warum haben wir trotzdem das Gefühl der Zeitknappheit?

Tatsächlich ist die Moderne durch Beschleunigung gekennzeichnet. Die moderne Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die sich sehr schnell, sowohl technisch als auch kulturell und sozial, wandelt. Wir können zwar inzwischen mit Internet und Telefon viel schneller kommunizieren als mit Brief und Telegramm, jedoch müssen wir auch dementsprechend schnell reagieren. Zu beachten ist auch ein sehr wichtiger Aspekt, den Hartmut Rosa als „kapitalistische Verwertungslogik“¹ bezeichnet. Um verstehen zu können, was dahinter steckt, muss man zunächst einmal den Begriff der „Beschleunigung“ definieren. In den Naturwissenschaften ist Beschleunigung gleich „Mengen Zunahme pro Zeiteinheit“. Die Menge kann der zurückgelegte Weg, die gearbeiteten Stunden, Anzahl der kommunizierten Zeichen, etc. sein. Bei der kapitalistischen Verwertungslogik geht es darum, wer am schnellsten und am besten pro Zeiteinheit produziert – um Gewinnmaximierung. Wenn man früher 100 Stifte in einer Woche produziert hat, kann man sie heute durch den technischen Fortschritt in zwei Tagen produzieren. Dies bedeutet nicht, dass man auch mehr produziert. Nach dem modernen Beschleunigungsprinzip jedoch, muss man die restlichen Tage der Woche weiter produzieren, damit man den Gewinn maximieren kann. Für den Einzelnen bedeutet das, dass die Arbeitszeit nicht mehr endet, wenn die Uhr fünf schlägt. Überstunden werden zu einem Muss, eventuell wird die Arbeit mit nach Hause genommen und dies ist ein weiteres kennzeichnendes Merkmal der Spätmoderne, indem es weniger Trennung

zwischen Arbeit und Freizeit gibt.

Weitere Gründe für die Beschleunigung des Lebens sieht Rosa in der zunehmenden „Säkularisierung des Denkens“. Früher waren die Menschen religiöser und haben an Gott geglaubt. So haben sie für das Jenseits gelebt. Der Sinn war nicht innerhalb des Lebens, sondern außerhalb. In der heutigen Spätmoderne tritt die Diesseitsorientiertheit in den Vordergrund. Das Leben ist jetzt die letzte Gelegenheit, sodass man danach bestrebt ist, dies so intensiv, wie nur möglich zu erleben. Doch durch die Optionsvielfalt, wie man seine Zeit verbringen und im Leben alles erleben kann, entsteht das Gefühl der Zeitknappheit. Das Problem ist, dass man es niemals schaffen kann, alles im Leben ausschöpfend erlebt zu haben.

Der stetige Fortschritt lässt dies nicht zu. Denn nach kurzer Zeit wird das, was man vor ein paar Jahren an Erfahrung gesammelt hat, sowieso überholt sein. Im Endeffekt bildet sich eine Psychologie, dass man nie stehen bleiben darf und sich mit dem zufrieden geben kann, was man erreicht hat. So entwickelt sich der Mensch zu einer „Integrationsmaschine“, die sich immer wieder an neue Entwicklungen und Fortschritte anpassen muss. Die Auswirkungen auf den Einzelnen sind u.a. psychische Zusammenbrüche und Depressionen. In den USA hat sich sogar eine psychische Krankheit entwickelt, die sich die „Eilkrankheit“ nennt, welche durch Stress erzeugt wird. Die Personen, die es nicht schaffen sich zu Integrationsmaschinen zu entwickeln, verlieren noch zudem die soziale Anerkennung und werden zu „Primat[en] der Zeitökonomie“.²

Nun stellt sich die Frage, wann die Grenze der Beschleunigung erreicht ist. Die Antwort ist: Sie ist schon erreicht. Die Zuwachsrate an psychischen Erkrankungen, wie Depressionen und das Burnout-Syndrom, steigt stetig und entwickelt sich zu einer Epidemie. Das Alter der an Depression erkrankten Men-

schen sinkt weiter auf das Kindesalter. So wie es Theodor W. Adorno prophezeit hat wird die Welt zum sinnleeren Funktionszusammenhang, wodurch die Menschen immer unglücklicher werden, weil sie sich auch u.a. mit nichts zufrieden geben können.

Wie die Gesellschaft darauf reagieren wird, bleibt eine spannende Frage.

Feride Celik

Anmerkungen:

¹ Rosa, Hartmut 1999. *Bewegung und Beharrung. Überlegungen zu einer sozialen Theorie der Beschleunigung*. *Leviathan* 27 (3), 386-415

² Vgl. ebd.: 399.

**Das Problem ist,
dass man es niemals schaffen
kann, alles im Leben
ausschöpfend erlebt zu haben.**

**Nun stellt sich die Frage,
wann die Grenze der
Beschleunigung erreicht ist.
Die Antwort ist:
Sie ist schon erreicht.**

Zeitschrift für Soziologie

Zfs

Herausgegeben von der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie

Jahrgang 40, Heft 6, Dezember 2011

Inhalt

Individualisierung

Zur Gültigkeit der Individualisierungsthese –
Eine kritische Systematisierung empirischer Prüfkriterien

Nicole Burzan

Jenseits sozialer Klassen?

Eine empirische Überprüfung der Individualisierungsthese
am Beispiel von Ungleichheitseinstellungen und Wahlverhalten

Thomas Lux

Bildungsungleichheit

Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit: Zunahme, Abnahme oder
Persistenz ungleicher Chancenverhältnisse – eine Frage der Perspektive?

Markus Lör & Steffen Schindler

Europa

Identifikation mit Europa im außereuropäischen Vergleich

Jochen Roose

Mitteilungen

Preis der Fritz Thyssen Stiftung für sozialwissenschaftliche Aufsätze des Zeitschriftenjahrgangs 2010

Kompetenzmodellierung und Kompetenzerfassung im Hochschulsektor – Aufgaben und Herausforderungen des
BMBF-Forschungsprogramms KoKoHs



Lucius & Lucius Verlagsges. mbH, Gerokstraße 51, D-70184 Stuttgart, Tel. 0711/242060, Fax 0711/242088, E-Mail: lucius@luciusverlag.com, <http://www.luciusverlag.com>. **Redaktion:** Zeitschrift für Soziologie, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Postfach 100 131, D-33501 Bielefeld. E-Mail: zfs@uni-bielefeld.de. **Erscheinungsweise** jährl. 1 Band/6 Hefte. **Bezugspreis** 122,- € (Institutionen/Bibliotheken), für private Bezieher 86,- €, Studenten gegen Vorlage der Studienbescheinigung 43,- €, (jew. zzgl. Versandkosten 9,- €, (Inland), 13,- € (Ausland). Einzelheft 24,- € zzgl. Versandkosten (unverbindl. empf. Preise). Zusätzlicher Online-Zugang 15,- € (pro Jahr; nur in Kombination mit Print-Abo).

Bestellungen richten Sie bitte an lucius@brocom.de

www.zfs-online.org
www.luciusverlag.com

LUCIUS
et
LUCIUS



Stuttgart

Ist eine Welt ohne Staat

Antwort von Barbara Kuchler
Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei
Prof. Dr. André Kieserling

gefragt von Lieselotte Ha

Das Entstehen eines Weltstaates ist prinzipiell nicht auszuschließen, aber es wäre eine ziemlich andere (politische) Welt, in der wir dann leben würden. Es würden damit nicht nur Probleme gelöst, sondern auch neue Probleme geschaffen werden.

Niklas Luhmann hat z.B. die Frage gestellt, welche Regierungsform auf Weltebene möglich wäre und ob Demokratie auf Weltebene vorstellbar ist. Dahinter steht die Befürchtung, dass eine globale Demokratie stark "versäult" wäre, d.h., die Wähler würden oft in Identifikation mit ihrer nationalen oder regionalen Herkunft stimmen. Wenn dem so wäre, würden die Niederländer ständig von den Chinesen und die Burmesen von den Brasilianern überstimmt werden, und folglich hätten die kleineren Nationen oder Gruppen keinen Grund, einer solchen Regierungsform zuzustimmen. Gegen dieses Argument kann man aber anführen, dass die Befürchtung einer Versäulung, d.h. eines Wahlverhaltens in Anlehnung an andere Rollen und Positionen in der Gesellschaft, auch das Argument war, mit dem vor einem Jahrhundert die Ausdehnung des Wahlrechts auf besitzlose Schichten, nämlich auf die Arbeiterschaft abgeblockt werden sollte, und dass diese Ausweitung aber tatsächlich nicht zu besonderen Problemen geführt hat. Die Kopplung zwischen Wahlverhalten und Schichtzugehörigkeit ist seit einigen Jahrzehnten ziemlich locker, und jedenfalls ist die ursprüngliche Befürchtung, dass mit der ersten Wahl der Kommunismus herbeigewählt würde, nicht eingetreten.

Weiter würde ein Weltstaat eine weltweite Öffentlichkeit voraussetzen (eine Voraussetzung an der Kopplungsstelle zwischen Politik und Massenmedien). Diese ist derzeit nicht besonders ausgeprägt vorhanden und müsste erst geschaffen werden. Mit einer Weltöffentlichkeit würden neue Themen, wie etwa die Ungleichverteilung von Reichtum auf dem Erdball, auf die Agenda kommen, die bisher nur sehr begrenzt diskutiert werden. Das halte ich für prinzipiell absolut wünschenswert, es ist aber nicht voll abzusehen, welche Konsequenzen das hätte. Vermutlich würden damit manche Probleme "besser" und "adäquater" entschieden werden, andere aber vielleicht auch schlechter (gemessen an welchem Kriterium immer - der eigenen politischen Ausrichtung, der gesellschaftstheoretischen Analyse, usw.). Jedenfalls darf man sich keinen Automatismus vorstellen dahingehend, dass die Meinungsbildung dann automatisch "vernünftiger" oder sonstwie problemangemessener wäre.

Und natürlich wären weiterhin nicht die Interessen aller Menschen auf der Erde gleichermaßen repräsentiert, solange nicht alle Menschen alphabetisiert sind, Zugang zu Massenmedien haben und für politische Beteiligung aus-

reichendes Bildungsniveau haben - ebenfalls Voraussetzungen, die außerhalb des politischen Systems liegen.

Zu bedenken ist auch das Problemfeld Gewalt/Krieg. Man darf sich den Weltstaat nicht als vollständigen Frieden, Ausmerzungen aller Gewalt aus der Gesellschaft vorstellen. Vielmehr würde dann nur die beiderseits als legitim anerkannte, zwischen zwei prinzipiell gleichrangigen Gegnern ausgetragene Gewalt (Krieg) verschwinden, und statt dessen würde alle kollektive, organisierte Gewalt die Form "Weltpolizist gegen Schurke" annehmen.

Dies ist eine Form, an deren Vorteilhaftigkeit man seit Carl Schmitt große Zweifel haben kann, was ja auch in jüngerer Zeit mit nach diesem Muster ablaufenden Kriegen und Interventionen, etwa im Irak

oder in Afghanistan, immer wieder vorgeführt wird. Jedenfalls darf man nicht davon ausgehen, dass ein Weltstaat automatisch flächendeckenden Frieden bedeuten würde; es würde mit Sicherheit Gruppen geben, die den gewaltsamen Widerstand gegen die Ordnung für angemessen halten (beispielsweise Nationalisten in verschiedenen Nationen, die ihres jeweiligen nationalen Staates beraubt wurden - andererseits würden damit natürlich die unzähligen gegenwärtigen Sezessionskonflikte, in denen alle möglichen Minderheiten und subnationale Gruppen für "ihren" jeweiligen Nationalstaat kämpfen, erst mal ihren Sinn und Zweck verlieren). Und vielleicht wäre ja auch der Weltstaat selbst nicht immer "friedlich" und sanft gegenüber allen Gruppierungen - und es würde dann kein gleichrangiges, auch nur annähernd ebenbürtiges Gegenüber auf dem Globus mehr für ihn geben.

**Das Entstehen eines
Weltstaates ist prinzipiell
nicht auszuschließen**

**Ein Weltstaat würde eine
weltweite Öffentlichkeit
voraussetzen**

Ein weiteres, sehr abstrakt gedachtes Argument lautet, dass man mit der Vielstaatigkeit auch die Möglichkeit zum Experimentieren und Ausprobieren verschiedener Problemlösungen in verschiedenen Län-

dern verlieren würde. In Anlehnung an das Konzept der Biodiversität kann man vielleicht sagen, dass die "Polit-Diversität" in Gefahr wäre, was angesichts der Bedeutung von Diversität und Varianz z.B. im Evolutionsprozess vermutlich nicht ganz unproblematisch wäre.

Schließlich ist zu sagen, dass die Funktion der Politik, wenn man sie mit Luhmann als Treffen kollektiv bindender Entscheidungen versteht, in der jetzigen globalen politischen Ordnung eigentlich gar nicht erfüllt wird, oder nur sehr unzureichend erfüllt wird - trotz aller "global governance" -, wie man an drängenden und trotzdem nicht effektiv entschiedenen Problemen wie der Klimaerwärmung ablesen kann. Insofern hat die Vision eines Weltstaates, der diese Funktion auf globaler Ebene erfüllt, durchaus ihre Berechtigung, sie hat aber doch eher den Status einer Vision als einer ernsthaft soziologisch erforschbaren Strukturgröße. ■

Staatsgrenzen möglich?

esselhoff & Julia Scheurer

Antwort von Detlef Sack

Professor für

Vergleichende Politikwissenschaft

Da sich Staat *per definition* auch (aber nicht nur) über seinen Herrschaftsanspruch innerhalb eines Territoriums bestimmt, ist eine Welt ohne Staatsgrenzen grundsätzlich nur unter zwei Bedingungen möglich. Es gibt einen allumfassenden Weltstaat (Variante 1). Oder: Politische Herrschaft ist nicht (mehr) territorial gebunden und damit grenzenlos (Variante 2).

Auf den ersten Blick erübrigen sich Staatsgrenzen in einem Weltstaat, da eine politische Herrschaftsform den gesamten Globus umfassen würde. Aufgrund der administrativen Durchdringung des Raumes ist jedoch mit einer föderalen Organisation dieses Weltstaates zu rechnen. Die diffuse Unterstützung für diesen Weltstaat ist auf Grundlage unterschiedlich ausgeprägter, sich 'abgrenzender' kollektiver Identitäten zu gewährleisten. Bei Fortexistenz einer kapitalistischen Produktionsweise, die systematisch auf Wettbewerb abstellt, ist mit einer sozialen Stratifikation zwischen sozialen Gruppen und zwischen Regionen zu rechnen. Staatsgrenzen würden im

**Es erfolgen Transformationen,
nicht aber die Abschaffung
von Grenzen**

**Was ist eigentlich das Problem
von Staatsgrenzen?**

Weltstaat durch interne neue Territorialisierungen und damit durch Grenzen zwischen den Geltungsgebieten von föderalen Organisationen und identitären Gemeinschaften einerseits und sozio-ökonomischen Ungleichheiten andererseits geprägt. Variante 1 transformiert Grenzen, schafft sie aber nicht ab.

Dies gilt auch für Variante 2. Diese bestünde in der Auflösung von Staatsgrenzen durch eine

netzwerkartige, genossenschaftliche und nomadenhafte Organisation politischer Herrschaft, die historisch ja durchaus zu identifizieren sind, etwa bei mobilen 'indigenen' und/oder tribalen Gesellschaften. Im Rahmen der derzeitigen Debatte um internetgestützte transnationale soziale Interaktionen steht die Vorstellung einer netzwerkartigen, nicht stationären gesellschaftlichen Regulierung als politische Utopie auf der Tagesordnung. Diese scheinbar ent-territorialisierte Formen politischer Herrschaft kommen vordergründig ohne klassische Staatsgrenzen aus. Die Frage muss jedoch erlaubt sein, inwieweit sie damit gegen soziale Grenzen im Sinne von Ihr-Wir-Schemata und Auseinandersetzungen um knappe materielle Ressourcen immun sind. Zudem ist auch netzwerk- und nomadenförmige politische Herrschaft auf die Kontrolle bestimmter, nur eben nicht statisch und transparent definierter Räume verwiesen. In diesen sind auch bestimmte zentrale infrastrukturelle Voraussetzungen von nomadenhaften Netzwerken 'verortet', etwa Wasserstellen, konfessionelle Orte oder Server. Damit sind Schutz und Verteidigung dieser Knotenpunkte Aufgabe politischer Herrschaft. Diese wird im Sinne der Abgrenzung und der Exklusion erfüllt.

Beide Varianten halte ich für grundsätzlich möglich, derzeit jedoch nicht erwartbar und nur unter sehr wirksamen Bedingungen der Herrschaftskontrolle für wünschenswert. In beiden Varianten erfolgen Transformationen, nicht aber die Abschaffung von Grenzen. Insofern verändert sich die Fragestellung: Was ist denn eigentlich das Problem von Staatsgrenzen? Diese besteht im Kern darin, dass durch Staatsgrenzen und Staatszugehörigkeit die Zufälligkeit des Geburtsortes mit der (fehlenden) Ausstattung von juristischen, politischen und sozialen Rechten und ökonomischem Status verbunden wird. Die fehlende Durchlässigkeit von Staatsgrenzen und die mitunter brutale Verletzung grundlegender Menschenrechte im Übergang von einem Herrschaftsgebiet zum anderen erscheinen als Problem. Hier läge ein wirksames transnationales Grenzkontrollregime durch Weltorganisationen durchaus im Bereich des Möglichen. ■



Tobias Liebst

Eine Welt ohne Grenzen: Nur ein frommer Wunsch?

Mein Auto

von Oliver Flügel-M

Als Kind wollte ich sein wie... *Tja, alles in allem vielleicht am ehesten: Pippi Langstrumpf*

Meine Lieblingsband... *Leider nehme ich mir gar nicht mehr so viel Zeit zum Musikhören, aber wenn, dann höre ich gerne Tocotronic.*

Im Kino habe ich zuletzt gesehen... *True Grit von den Coen-Brüdern*

Was ich gut kann... *Es ist ja heikel, so was von sich selbst zu behaupten, aber ich glaube Kochen und Vorlesen*

Mich nerven Studierende, wenn sie... *Eigentlich nur, wenn sie sich in allerletzter Minute melden (oder auch Jahre später...) und erwarten, dass man sofort reagiert.*

An Soziologie besonders interessant ist... *dass sie gesellschaftliche Prozesse und Strukturen einer rückhaltlosen Befragung unterziehen kann.*

Diese Person bewundere ich: *Da verteilen sich zu viele unterschiedliche Eigenschaften und Handlungen, die ich bewundernswert finde, auf zu viele verschiedene Personen, um eine einzige herauszuheben.*

Ich nehme mir gerne Zeit für... *Familie und Lesen (Romane)*

In Bielefeld muss man unbedingt... *Jetzt wird's peinlich: Als Tagespendler aus Hannover kenne ich eigentlich nur den Bahnhof, die Uni und sehr flüchtig die Innenstadt...*

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am Liebsten an... *Die Freiheit, semesterlang nur belegen und lesen zu können, wozu man Lust hat, was heutige Studienstrukturen nach meinem Eindruck nicht mehr in dem Maße zulassen. Und darin sehe ich eines der größten Probleme der Studienreform.*

Am meisten bin ich Stolz auf... *Ach, Stolz ist eine so komische Haltung, ich freue mich lieber über Dinge.*

Das sollte es öfters geben: *Nicht profitorientiertes Handeln.*

Am Forschen gefällt mir... *Die Möglichkeit über ein Problem nachzudenken, ohne sich im Vorhinein auf eine Lösung festlegen zu müssen, also einen Schritt zurücktreten und alles in Frage stellen zu können. Das klappt leider immer weniger, wenn man nur Gutachter und Drittmittelanträge im Kopf haben soll und kaum Zeit zum freien Nachdenken hat, was die Forschungspolitik leider nicht wahr haben will.*

Im Lehren gefällt mir... *Diskussionen mit Studierenden; besonders die Momente, in denen ein Problem, von dem ich dachte, ich hätte es gründlich durchdacht, plötzlich in einem neuen Licht erscheint und alle im Seminar wortwörtlich gemeinsam darüber nachdenken.*

Meine Empfehlung an Erstsemester ist... *Das Studium unbedingt auch zu nutzen, um sich Dingen zu widmen, die einen wirklich interessieren, unabhängig davon, ob man schon weiß, was man damit machen kann. Diese „Schere“ hat man dann schließlich zwangsläufig für den Rest seines Lebens im Kopf und sollte sie im Studium zumindest ab und zu beiseite legen.*

poesiealbum

Martinsen (PD Dr.)

Der bedeutendste Soziologe ist... Für mich als Ideengeschichtler natürlich Hegel, weil er als einer der ersten verstanden hat, dass man über Gesellschaften zeitdiagnostisch und, was bei Hegel oft übersehen wird, für ihn aber trotzdem wesentlich ist: kritisch nachdenken muss.

Soziologie ist... Ich bin ja eigentlich Philosoph und Politikwissenschaftler, so dass es fast anmaßend ist, Soziologie zu definieren, aber ich gebe gerne mein persönliches Verständnis: Kritische Gesellschaftsanalyse.

Meine erste Liebe war... Oje, das liegt in den Weiten des vergangenen Jahrhunderts.

Mein Lieblingszitat... Schon wieder die Qual der Wahl. Ganz gut finde ich nach wie vor Brechts Suggestivfrage aus der Dreigroschenoper: „Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“ Ist ja heute wieder sehr aktuell geworden.

Ich stoße an meine Grenzen, wenn... ich mitten im Semester krank werde und das Gefühl habe, ich kann jetzt eigentlich nicht krank sein.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt: Schulferienjob in einer Plastikwarenfabrik. Einprägsam war der Satz des Vorarbeiters als ich ihm widersprach: „Diskutieren kannst du in der Schule – hier machst du, was ich sage.“ Da war mir klar, dass Gesellschaftskritik nicht bloß eine Elfenbeinturmaufgabe ist.

Es macht mich wütend, dass... 1. Bildung in Deutschland in aller Munde ist, aber keine Bereitschaft besteht, Geld für sie auszugeben. 2. Immer mehr Bereiche einer marktwirtschaftlichen Logik unterworfen werden, obwohl dies ihre je eigenen Güter nicht befördert, sondern zerstört; die Uni ist ganz klar ein solcher Bereich.

Eine gute Tat an die ich mich gerne zurückerinnere... Ach ja, das läßt so zum Selbstlob ein; also ich passe.

Ich finde es ungerecht, dass... soziale Ungleichheit einfach wie ein unabwendbares Schicksal hingenommen wird.

Studierendenproteste sind... notwendig, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu erzeugen, die der deutschen Universitätsmisere nicht von allein zufällt.

Revolution ist... als eine Aufforderung, die Dinge auch radikal in Frage zu stellen, bis heute auch in unseren Gesellschaften aktuell, als konkrete Aufforderung zum politischen Handeln in unseren politischen Kontexten aber eine romantische Verklärung und Verharmlosung von Gewalt.

Ich würde niemals... Gewalt anwenden, wenn sie sich vermeiden läßt.

Ich kann nicht so gut... persönliche Fragebögen ausfüllen, wie ich soeben bemerken musste. Die Scheu, sich festzulegen, ist hinderlich, aber ich kann sie nicht ablegen. . .

**Die Fragen stellten:
Lieselotte Hasselhoff & Julia Scheurer**

DIE REVOLUTIONIERUNG DES ALLTAGS STÖßT AN IHRE ZEITLICHEN GRENZEN

von Malte Diercks

Drehendes Licht im Rhythmus des Bass; von der Kirchendecke strahlt es, von der Kanzel breiten sich die Töne pulsierend aus; im Riesendildo hängt ein rosa Kleid. Die Kirche ist nicht mehr; sie ist nun ein Riesendildo, ohne Bestimmung. Zuckend verlaufen die Netzwerke der Stadt auf ihrem Boden. Die Kirche ist nicht mehr, sie ist Ort der Kunst und der Zusammenkunft, ein Ort der Wiedergeburt und des Verschwindens, ein Ort ohne Vergangenheit, die Architektur: ein zum Scheitern verurteilter Versuch, die Bestimmungslosigkeit dieses Ortes zu negieren.

Draußen dann; die Töne: bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, schwer und mächtig. Schnell und unaufhaltsam. Gewalttätig surrt das Licht, unentwegt spucken die Scheinwerfer Grelles auf die Menschen vor ihnen.

Um uns herum die kleinstädtische Friedlichkeit, mit Pommesbuden, Bettlern und Straßencafés, mit alkoholgetränkter und grölender Massenkultur, mit Geschlechterstereotypen. Sie, diese kleinstädtische Friedlichkeit macht dies alles möglich, sie finanziert und wäre sie nicht hier, würde alles gar nicht so aussehen, wie es aussieht.

Die Revolutionierung des Alltags nimmt ihren Ausgang im ungehemmten Drogenkonsum hinter der Kirche in der Halle. Hinter der Kirche, nicht weit von ihr, die Halle; sie steht im grauen Nieselregen, sie ist grau. Innen sind Motorräder zu Fliegen und Mülltonnen zu Katzen geworden, es hängen Schaukeln aus Autoreifen von der Decke, es gibt Klaviere und komplizierte Maschinen, die keine Funktion haben. Die Küche hat keinen Wasserhahn, die Badewanne steht vor der Tür; es gibt hier viel Kunst, aber keinen Plan. Draußen steht die Feuertonne, die niemals erlischt, und in dem Wald aus Schilf haben die Menschen, die hier wohnen, Holzpfähle in den Boden getrieben und darauf Wege durch das

Dickicht gebaut. Das schlafende Buch hat dort irgendwo sein zu Hause, die Kuppel der Kopulierenden ist hier versteckt, das Baumhaus im Schilf schimmert hier rot leuchtend durch das Grau des Regentages.

Die Planlosigkeit ist voller Struktur, die Anarchie wohl durchdacht. Mit den Vätern und Müttern dieser Stadt ist alles geklärt, aber nichts besprochen. Die Zahl hier auf 70 beschränkt.

Dann irgendwann tauchen der Zylinder auf, die blauen Plastikblumen, in ins Haar gewebten blauen Plastikblumen, das Klirren der Stiefel auf dem Weg durch den Schilfwald, die Sonne, die sich langsam emporsteigend ihren Weg durch die Zweige bahnt, an den Graffiti vorbei und die Türme der Industriehallen wie zu einem Duell kreuzt, die uns, die wir im vom Rausch der Nacht noch blind, fast körperlos dort sitzen, berührt und uns das funkelnde Glück des Tageslicht beschert. Das Wasser der Wanne entleert sich, die Menschen mit den Zylindern und den Plastikblumen kommen und gehen, sie alle zeichnet eine innere Unruhe aus, aber sie sind sehr friedlich dabei. Ihre Pointen sind subtil, ihr Interesse schwindet schnell. Sie sprechen über Technologien und Lyrik, sie bauen und sie lieben sich. Die Menschen, denen wir begegnen sind ganz und gar eigen, denn dies ist ein Land ohne Doppelgänger,

Die Ruhe hier ist echt, genauso wie der Lärm der Kirche echt ist, die Drogen hier sind echt, genauso wie der Rauch der Feuertonne und der Streit ganz und gar echt sind.

Wir schlafen auf dem Boden, doch wir schlafen nie, wenn wir aufwachen fühlt sich alles ganz neu an, Berührungen haben eine neue Qualität. Irgendwann am Ende dieses langen Tages sitzen wir im Auto und fahren fort: die Revolutionierung des Alltags ist an ihre zeitlichen Grenzen gestoßen. ■

konkrete Poesie **GRENZEN** von Arne Kramer-Sunderbrink

Xgr I enXze XXnII maXch I enXXX uI ns Xbl XIX in I d
gXr I e XnzenXXII maXc I heXXXn I unXs stuXm I m
X I---X-----XII-----X I---XXX I---X-----X---I
grX I eXnzenmXII a Xc I heXXXn uI nsX einsa Xml
---X-I--X-----II-----XXX-----X---I-----
I grXleXnzen malIXX-Xc IheXXXn unIs kXleinXIX I

FERIA DE FRONTERAS

Sarajevo

Die meisten von uns waren mitten in den Sommersemesterferien wohl gerade dabei, zu Fuß mit dem Rucksack auf dem Rücken, oder weit oben in der Troposphäre per Flugzeug, Grenzen zu überqueren um Hausarbeiten, Klausuren, Forschungsarbeiten und Korrekturen hinter sich zu lassen und die Ferien zu genießen. Zu dieser Zeit, im August, fand in Sarajevo das Festival „Feria de Fronteras“, wortwörtlich übersetzt eine Messe zum Thema Grenzen, statt. Urlauber, die ihre Reise aus dem Herzen Europas antreten, sind in der Regel kaum überrascht, wenn sie feststellen, dass sie den Übertritt über eine Landesgrenze verschlafen haben. All diejenigen, die einen europäischen Pass besitzen, genießen den weltweit raren Luxus, nicht tagtäglich gezwungen zu sein, sich mit Grenzen und deren einschneidenden Konsequenzen auseinandersetzen zu müssen. Hier sind nun vor allem Landesgrenzen gemeint, denn an unsichtbare Grenzen, sei es beim Berufsaufstieg, zwischen verschiedenen Ethnizitäten, zwischen den Geschlechtern, zwischen Arm und Reich, an solche Grenzen stoßen auch privilegierte europäische Passbesitzer_innen tagtäglich.

Allgegenwärtig sind Grenzen in Bosnien und Herzegowina. Mit Inkrafttreten des Dayton Vertrages, der 1995 den Krieg in Bosnien und Herzegowina beendete, besteht Bosnien und Herzegowina aus zwei weitgehend autonomen Entitäten: der Republik Srpska und Bosnien Herzegowina. Den dritten Teil des Landes bildet das Sonderverwaltungsgebiet Brčko -Distrikt. Trotz faktischer Einheit sind Grenzen auch innerhalb des Landes weiterhin präsent.

Im August fand in Sarajevo das Festival „Feria de Fronteras“, wortwörtlich übersetzt eine Messe zum Thema Grenzen, statt.

Erstmals förderte die EU in Zusammenarbeit mit einer bosnischen Partnerorganisation ein Kulturprojekt wie die „Feria de Fronteras“. Geschaffen werden sollte eine Plattform für Künstler_innen, die aus verschiedenen Disziplinen kommen und zusammen kreativen Raum zum Thema Grenzen und deren Überwindung schaffen und füllen konnten. Inhaltlich waren physische ebenso wie unsichtbare Grenzen von Interesse. Die Organisator_innen wie auch die Künstler_innen kamen aus verschiedenen Ländern in Sarajevo zusammen. Vertreten waren Menschen und Organisationen aus Bosnien und Herzegowina, Serbien, Belgien und Frankreich. Aus Bosnien und Herzegowina war die Organisation CREVNA (was im Deutschen „rot“ bedeutet) anwesend. Kunst und Kultur werden von der Organisation als Potential verstanden, einen sozialen Wandel ermöglichen kann. Ethnofest – World Cultural Association from Palic, war die serbische Organisation, die die Messe mitgestaltete. Die Organisation formuliert den Anspruch, den interkulturellen Dialog weiter bringen zu wollen. Aus Belgien war „Via Lactea“ angereist, die „Cross – border-culture“ in Europa proklamieren. Die vierte Organisation kam aus Frankreich und nennt sich „Culture et Flonflons Flandres“, ihre vorrangigen Aktivitäten bestehen darin, Bands zu produzieren und jährlich ein Accordionfestival auszurichten.

Künstler_innen aus diesen vier Ländern stellten ihre Arbeiten in der Photoausstellung „Break-on-Through“ aus. In einer weiteren Ausstellung, „High - Wire - Act“, präsentierten visuelle Künstler ihre Arbeiten. Außerdem wurde ein Dokumentarfilm gezeigt, der in zweijähriger Zusammenarbeit zwischen Dokumentarfilmer_innen, Journalist_innen, Musiker_innen und Künstler_innen entstanden war. Während all diese Arbeiten bereits zu Beginn des Festivals fertiggestellt waren, entstand parallel zu den bereits stattfindenden Events ein grenzüberschreitendes Projekt. Es gründete sich die Band „Tijuana Tango“ mit Musiker_innen aus Bosnien, Belgien



Quelle: <http://lorenzand.files.wordpress.com/2011/07/fdf-black-logo.jpg>

und Frankreich. Im Deutschlandfunk berichten Janina Möbius und Sandra Merseberger aus der Sicht der frisch gebackenen Band über „Feria de Fronteras“. Für die Band sei es wichtig, dass es sich bei ihnen sowohl um Grenzen und Grenzüberschreitungen in der Musik als auch im Alltag der Künstler_innen drehen soll.

Sowohl die Reportage im Deutschlandfunk als auch der Blog zum Festival schienen viel Potential in einer künstlerischen Plattform, wie es die „Feria de Fronteras“ war, zu sehen. Ein reflektierendes Zusammentreffen, das vor allem auf die Individual-ebene fokussierte und sich mit Fragen danach beschäftigte, welches Potential einzelne Künstler_innen und Bürger_innen haben können, wenn es um das Bewusstmachen von Grenzen und dem Aufzeigen von Alternativlösungen geht, schien durchweg Laudatio zu ernten.

Obt war die Rede von „kulturellen Grenzen“. Was mit Kultur gemeint war, blieb undefiniert.

Die junge Band „Tijuana Tango“ bietet eine andere Perspektive auf das Thema Grenzen. In ihrer Selbstbeschreibung als Band heißt es: „Tijuana Tango is a musical invitation for people to think about borders or differences. Or so called borders and differences...“

Julia Scheurer

Noch mehr Informationen zur Veranstaltung:

■ <http://leteneurphoto.canalblog.com/archives/2011/08/index.html>

■ <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/corso/1570040/>

■ http://eacea.ec.europa.eu/culture/index_en.php

SOZIALKRITISCHE ABENTEUER MIT NIKI DEM HONIGDACHS UND KALLE DEM ZEIGERVOGEL.

Ein Interview mit der Marxistisch-Luhmannistischen Bildungsfront

Luhmann und Marx – zwei scheinbare Gegensätze als Fundament einer Partei? Schaut man auf die Schnelle in die Suchmaske der Unibibliothek, finden sich gerade einmal zwei Publikationen, in denen die beiden zusammen gedacht werden – vom Autoren Hanno Pahl,¹ Geldwirtschaft ist das Thema, das war es dann auch erst mal. Marx, der Rebell mit Rauschbart und Luhmann, der Zettelkastenfetischist mit bürgerlichem, glatt rasierten Kinn und Hornbrille: sie scheinen kein allzu beliebtes Pärchen zu sein und Luhmann selbst distanzierte sich von den mit Marx verbundenen Positionen. In der berühmten Einleitung zu *Soziale Systeme* (1984) beschreibt Luhmann einen träumerischem Theorieflug über den Wolken: Von dort seien gelegentlich Blicke nach unten möglich: auch „auf ein größeres Stück Landschaft mit den erloschenen Vulkanen des Marxismus“ – brodelte die Lava in ihnen wieder? Wird Luhmann vom Kopf auf die Füße gestellt? Wie genau überwindet man die vermeintlichen wissenschaftlichen und ideologischen Unterschiede zwischen Luhmann und Marx, von denen man immer wieder hört? Und wo verläuft überhaupt die Grenze zwischen Spaß, Ideologie, Wissenschaft und Politik?

Die sozusagen hat Philipp Notbohm zu einem Interview getroffen. Er ist Vorsitzender der Marxistisch-Luhmannistischen Bildungsfront (MLBf), einer nun mit einem Sitz ins Studierendenparlament eingezogenen Hochschulgruppe, die sich den genannten Herausforderungen stellt. Wir sprachen mit ihm unter anderem über abstruse linksradikale Parteien, den fragwürdigen Status der WiWi-Fakultät, über wissenschaftlich fundierte Politik, die Möglichkeit einer Synthese von Marx und Luhmann sowie über das gefährlichste Raubtier des Planeten (über Land).

sozusagen: Wie bitte seid ihr auf die verrückte Idee gekommen, die Marxistisch-Luhmannistische Bildungsfront zu gründen?

Philipp Notbohm: Also vorab: es ist zu allererst ein ästhetisches Projekt. Seinen Ursprung hat das alles im Wahl-O-Mat der Baden-Württemberg-Wahl; einem Internetportal, auf dem man Fragen beantwortet und dann sehr zuverlässig seine parteipolitischen Präferenzen erfährt. Man muss quasi gar nicht mehr darüber nachdenken, wen man wählen soll. Den haben wir also eines lustigen Abends ausprobiert: Einige von uns durften dann, ganz klassisch, die Kommunistische Partei Deutschlands wählen, aber eine Minderheit war offenbar schwer vom Revolutionären Sozialistischen Bund begeistert. Das ist eine von den vielen Parteien in Deutschland, die sich zur so genannten 4. Internationale zählen. Und da kommt das her, wir sollten alle irgendwelche ganz abstrusen, linksradikalen Parteien wählen.

Aber ihr zählt euch nicht zu diesen Parteien...

Nein. Wir sind eigentlich stramm antibolschewistisch ausgerichtet und ich bin sehr skeptisch, was denn das

reale Meinungsbild dieser Parteien angeht. Aber wir waren dennoch so begeistert von der Sache, dass wir unsere eigene linksradikale Partei aufmachen wollten und haben uns dann überlegt, was man damit alles Tolles machen könnte: Poster, Mensaflyer, Spruchbänder, sozialkritische Comics. Einen schönen, mächtigen Namen brauchten wir noch und da fiel unser Blick auf die Marxistisch-Leninistische Partei Deutschlands (MLPD), die zur letzten Wahl in Bielefeld ziemlich aufgetrumpft ist. Aus MLPD wurde dann MLBf. Praktischerweise beginnen Luhmann und Lenin ja mit demselben Buchstaben.

Und wie ging es dann weiter?

Was dann an theoretischen Überlegungen kam, war eine zufällige Entdeckung. Wir haben erkannt: das könnte ganz gut zusammen gehen. Wir wollen gar nicht behaupten, wir wären gleich mit voller Intention in unser Projekt gegangen. Wir haben bei der Namensfindung noch nicht gewusst, was am Ende dabei herauskommt. Aber nun machen wir Politik. Und alles fügt sich ineinander, als wäre es vom Schicksal geleitet.

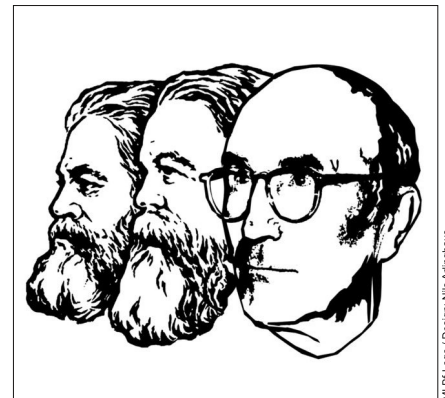
Ja, nun war die Wahl des Studierendenparlaments (StuPa) und ihr habt gleich bei eurer ersten Wahl 65 Stim-

men von 1612 bekommen (4%), also ein Sitz von 29 – immerhin?

Nun, wir sind schwer enttäuscht. Wir haben eigentlich mit der doppelten Stimm- und Sitzzahl gerechnet, aber die Wahlbeteiligung war zu niedrig. Alle Splitterparteien sind abgestürzt – außer BIER.

BIER, die populistische Partei "Freibier für alle und Wochenende ab Mittwoch" – kommt auf ganze zwei Sitze.*

Ja, obwohl völlig Inhalts- und Theorielos, das ist echt schwer enttäuschend!



Drei Revolutionäre:
Marx, Engels und... Luhmann.

MLBf-Logo / Design: Nils Auringhaus

Heißt das, dass die Studierenden für ernste, anspruchsvolle, ja revolutionäre Themen nicht bereit sind?

Bei vielen Studierenden hat sich eine gewisse Theorieverdrossenheit eingestellt. Sie müssen ständig irgendwelche trockenen Texte lesen, von denen sie 3/4 eh wieder vergessen werden, und denken dann: „Wir brauchen jetzt erstmal Freibier“ – das kann ich verstehen. Und dann, glaube ich, gibt es eine gewisse theoriefeindliche Haltung, vor allen Dingen in den Klausurfächern. Also jenen, die einen vermeintlich auf einen Platz im Berufsleben vorbereiten, ich glaube die sind uns eher feindlich gesonnen. Da sieht es schlecht für uns aus.

Wie sind überhaupt die Machtverhältnisse im StuPa verteilt, wo verläuft die Grenze zwischen Opposition und Regierung - oder muss man da in ganz anderen Kategorien denken. Und wie behältst du den Überblick bei elf weiteren Parteien?

Puh... wie behalte ich den Überblick? Also im Moment gibt es zwei große Blöcke von Parteien. Das sind zum einen die Linksradiakalen, die sich als besonders kritisch empfinden. Und dann gibt es die gesetzteren Linken von der grünen Hochschulgruppe und den Jusos, die, wie soll ich sagen... also der genaue Unterschied ist mir auch noch nicht klar geworden. Mir wurde gesagt, der Streit entzündete sich daran, wie man die Mittelvergabe durch das StuPa kontrollieren sollte, an andere Gruppen, an Fachschaften und so. Die ganz Linken wollen irgendwie alles raushauen und keine Kontrolle. Und die anderen sind halt doch so ein bisschen vorsichtiger: „hm, wir müssen ja doch schon ein bisschen gucken, äh, hier auch mal Zettel einfordern“ und haste nicht gesehen. Und das wird dann stilisiert zu einer wichtigen Entscheidung zwischen diesen beiden Fraktionen und die Kommunikationen werden dann mit Moralin angereichert. Im Moment gibt es aber nur einen Haushaltsentwurf, der die erste Lesung ohne Probleme passierte. Beim nächsten Mal soll dann „politisch“ darüber debattiert werden. Ich wurde auch schon auf konspirative Weise gebeten, mich einem expansiven Haushalt nicht zu verschließen, in dem „mehr Geld für die Fachschaften und so“ vorgese-

hen sein soll, aber ohne konkrete Ansage heb' ich für nichts die Hand.

Ihr macht es einem nicht einfach, euch zuzuordnen. Man denke allein an die Synthese von Luhmann und Marx, über die wir noch sprechen werden. Aber das Wahlprogramm, man mag es als populistisch diskreditieren, man kann die MLBf als Spaß-

»Die Wirtschaftswissenschaften sind eigentlich eine Sozialwissenschaft und keine Mathematikdisziplin. Sie gehören also an die Fakultät für Soziologie«

partei verunglimpfen: die 10 Hauptforderungen sind ja schon ein Vollprogramm. Es reicht von Ökologie, Wirtschaft über die Neuordnung der Regierungsstrukturen, bis hin zu Transparenz, Bildung, Kultur...

Wir haben auch den größten Blödsinn rausgeworfen!

Wo werdet ihr die Schwerpunkte legen?

Ich glaube, wir werden versuchen realistisch vorzugehen und uns zunächst auf das Vorhaben konzentrieren, welches am ehesten umsetzbar ist: das sind die Vengaboys im Audimin. Ich habe sehr viel positive Resonanz darauf bekommen, mehr als mir lieb ist: denn ich hasse 90er Jahre Musik. Aber ich muss mich da dem Willen meiner Partei beugen. Es kann also durchaus sein, dass wir es schaffen, die Vengaboys ins Audimin zu holen: die kosten glaube ich nur etwa 1000€ pro Auftritt. Das ist nichts, ich weiß gar nicht wie die davon die Herfahrt überhaupt bezahlen wollen. Aber die werden schon wissen, was sie tun. Darauf werden wir uns konzentrieren; ansonsten werden wir vermutlich ganz pragmatische Politik machen.

Obwohl euch etwa die Forderung nach der Auflösung der WiWi-Fakultät bestimmt viele Sympathien eingebracht hat, gerade in dieser Fakultät...

... nein, ich glaube das hat uns insgesamt sehr wenig Stimmen gebracht...

Gut, dann umso mehr: wo führt das hin? Plant ihr letztendlich eine Monopolisierung der Fakultäten unter dem Banner der Soziologie? Viele fragen sich nun besorgt: wer darf am Ende eine autonome Fakultät bleiben?

Das wollen wir auf keinen Fall. Aber es gibt schon einen wichtigen wissenschaftsinternen Grund, warum es nun gerade die WiWi-Fakultät trifft und die Zuständigkeiten der WiWi-Fakultät von den Soziologen in Anspruch genommen werden müssen. Denn: die Wirtschaftswissenschaften sind eigentlich eine Sozialwissenschaft und keine Mathematikdisziplin. Sie gehören also an die Fakultät für Soziologie, genau wie die Politikwissenschaft. Jetzt können wir natürlich nicht alle Sozialwissenschaften uns untergliedern, dafür sind die Sozialwissenschaften zu groß, man denke an die Erziehungswissenschaft und in gewisser Hinsicht auch an die Geschichtswissenschaft. Das fordern wir nicht und das werden wir auch nicht fordern; wir konzentrieren uns auf die Wirtschaftsfakultät, einfach auch, weil die so neoklassisch ausgerichtet ist, dass sie ... wie soll ich sagen: Es ist zu spät. Man muss das Ganze einstampfen und neu aufziehen. Und die Soziologie kann hier helfen: Eine stramm marxistisch-luhmannistische Ausrichtung wäre mehr als wünschenswert, angereichert mit einigen keynesianischen und institutionalistischen Elementen.

Drohen da nicht massive Integrationsprobleme? Birgt das nicht Konfliktpotential, welches letztendlich weitere radikale Splittergruppen hervorbringt, die sich die BWL-Feindlichkeit einiger Soziologen zu Nutzen machen? Wie könnten hier Integrationsmaßnahmen aussehen?

Wenn man die Ausrichtung der Wirtschaftswissenschaften radikal ändert und auf Marxismus-Luhmannismus umstellt, gibt es auch keine Integrationsprobleme, weil dann sowieso die Soziologen dominieren werden. Die alten Professuren kann man auslaufen lassen. Nur bei den Studierenden muss man aufpassen und die Neuausrichtung der Disziplin klar kommunizieren.

Also besteht auch - sollte die MLBf ganz oben an die Macht kommen - nicht die Gefahr, dass irgendwann

die Uni vor die Entscheidung gestellt wird: nennen wir uns jetzt Karl-Marx-Universität oder Niklas-Luhmann-Universität?

Nein. Nein, das kann ja schon allein deswegen nicht sein, weil wir auch ganz viele Naturwissenschaften haben, die natürlich vollkommen unabhängig von der Soziologie bleiben sollen. Abgesehen von der Auflösung der WiWi-Fakultät wollen wir an der Zusammensetzung der Fakultäten der Uni nicht viel ändern. Wir sind sehr zufrieden mit der Arbeit der anderen Fakultäten und glauben, dass es das Beste wäre, diese sich selbst zu überlassen. Ganz im Sinne Luhmanns. Und zur Namensgebung der Universität: da sind wir große Verfechter der Namensneutralität und finden diese Umbenennungsgedanken, die es mal gab, vollkommen abwegig. Allein schon aus finanziellen Gründen: da müsste man dann auf all diesen völlig überflüssigen Werbebriefchen auf Hochglanzpapier all die Namen ändern und das nochmal drucken. Totaler Blödsinn! Nicht mit uns.

Gut. Mal ans Eingemachte. Was gerade unsere soziologischen Leser interessieren dürfte: wie stellt ihr euch das vor, eine wissenschaftlich fundierte Partei, die scheinbare Gegensätze, Marx und Luhmann, vereint?

Da brauch ich erst mal einen Kaffee. (Pause) Also ich sehe das gar nicht als Gegensatz, überhaupt nicht. Das Problem ist einfach, dass die beiden Soziologen, auf die wir uns beziehen, irgendwie schon so stark von politischen Bewegungen oder anderen normativen Theorien vereinbart worden sind, dass es als Gegensatz erscheint – obwohl es eigentlich erst mal gar keiner sein sollte. Beides sind soziologische Autoren. Da kann man zwar den einen gegen den anderen ausspielen, man kann sagen: „Ja okay, Marx hatte einen anderen theoretischen Hintergrund, hat viel mit Dialektik gemacht und keine umfassende soziale Theorie im Hintergrund“ – aber er war trotzdem Soziologe. Und der Kalle war ja auch nicht doof. Der hat gerade fürs Wirtschaftssystem sehr wichtige Vorarbeit geleistet. Und da würde ich ihn einordnen: als Wirtschaftssoziologen. Ohne mich zu weit aus dem Fenster lehnen zu wollen: Gerade zum Geldbegriff, die Formanalyse des Geldes im Kapital – also seine späteren Sa-

chen – die sind heute eigentlich auch noch genau so aktuell wie das Problem der Überakkumulation und Unterkonsumtion (oder was glaubst du, warum die angebotsorientierte Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte so grandios gescheitert ist?).

Also gut, soziologisch steckt in dem Pärchen Potential. Aber wie geht das politisch zusammen? Und: Politik und

»Wir meinen eine spezielle, marxistisch geprägte Interpretation des Luhmannschen Werkes anbieten zu können: für die Verteidigung der modernen Gesellschaft gegen die Angriffe des Großkapitals.«

Wissenschaft – verträgt sich das überhaupt? Muss man da nicht vorsichtig sein?

Auf jeden Fall, man darf nicht in irgendwelche totalitären Deutungsmuster abdriften und zu sagen: „Wir sind jetzt die Partei, die Luhmann für sich reklamiert, und alles andere geht überhaupt nicht“. So ist das ja bei Marxisten ganz oft gewesen: Dass es halt immer den einen richtigen, orthodoxen Marxismus gibt und davon dann irgendwie gleich zehn. Wenn man sich auf Luhmann als theoreti-

»Ich würde Marx vor allen Dingen als Wirtschaftssoziologen in Beschlag nehmen, nicht als einen mit Luhmann konkurrierenden Gesellschaftstheoretiker.«

sche Basis seiner Parteiarbeit bezieht, dann darf man das nicht machen. Man darf Luhmann auch nicht als politischen Programmatiker lesen. Sondern man muss immer in Kauf nehmen, dass auch andere Parteien sich diese theoretische Basis zu Eigen machen könnten. Also zum Beispiel die Julis (die jungen Liberalen): die sind – oder waren – auch große Fans vom Herrn Luhmann, auch wenn die das ganz anders interpretieren als wir. Und wir meinen eine spezielle, marxistisch geprägte Interpretation des Luhmannschen Werkes anbieten zu können: für die

Verteidigung der modernen Gesellschaft gegen die Angriffe des Großkapitals. Wo andere Parteien mit einem zurückgebliebenen Begriffsapparat verschiedene Entwicklungen nicht sehen können – oder nur unter ganz bestimmten Gesichtspunkten – da haben wir mit Luhmann ein, ich sage mal: politisch neutrales Fundament für weitere Überlegungen.

Aber gibt es da nicht doch auch Spannungen und Konfliktpotential in eurer Partei?

Also ich glaube unser größtes Spannungsverhältnis ist momentan die Unterscheidung von eher spaßorientiertem Flügel und eher theorieorientiertem Flügel, wobei der spaßorientierte Flügel momentan die Oberhand hat. Theoretisch gib es keinen Konflikt: ich würde Marx vor allen Dingen als Wirtschaftssoziologen in Beschlag nehmen, nicht als einen mit Luhmann konkurrierenden Gesellschaftstheoretiker. Denn dazu hat er die moderne Gesellschaft nicht radikal genug begriffen und ihm fehlten auch die systemtheoretischen Vorarbeiten, auf die sich Luhmann stützen konnte. Man muss Marx auch immer an der Systemtheorie messen. Ich glaube da gibt es einige sehr interessante Verknüpfungsmöglichkeiten, gerade wenn man die ganze linke globalisierungskritischen Theorien nimmt, die alle auf sehr seltsamen theoretischen Fundamenten stehen. Es könnte sich lohnen eine Übersetzung anderer Schriften in den Marxismus-Luhmannismus zu versuchen. Beispielsweise liest sich die Anti-Politics Machine von James Ferguson wie die Beschreibung eines neu entstandenen Funktionssystems für „Entwicklung“. Vieles, was unter Kapitalismuskritik firmiert, zeigt, systemtheoretisch gesehen, die Gefahr einer Entdifferenzierung der modernen Gesellschaft in Richtung Wirtschaft. Und hier kann die Perspektive des historischen Materialismus helfen, so problematisch sie soziologisch auch ist, derartige Prozesse nicht zu verschlafen. Die Systemtheorie nach Luhmann hat ja gerade das Problem der „Häresie der Zyklopen“ (Helmut Willke) soziologisch zu fassen. Ironischerweise sind es gerade auch Helmut Willke und seine Bielefelder Freunde aus der „Cognitive Governance“-Forschung, die mit ihrem extrem verkürzten Be-

griffsapparat die Auswüchse des Kapitalismus wahrnehmen konnten, obwohl gerade Bankenregulierung und Ratingagenturen ihre Themen gewesen sind.

Wie siehst du die Zukunft der MLBf? Gibt es ernst zu nehmende Konkurrenten?

Ich habe davon gehört, dass sich eine spezielle Liste bilden könnte, die sich für die Einführung von Frikandeln in der Mensa einsetzt, das könnte zu einer ernsthaften Konkurrenz werden. Zu unserer Zukunft: wir haben große Pläne, die sich bisher nicht verwirklichen ließen. Wir wollen etwa ein eigenes Comic machen, denn wir sind große Fans des Honigdachs. Du kennst den Honigdachs nicht? Das ist das gefährlichste Raubtier auf dem Planeten - über Land. Ein echt krasses Vieh. Wir wollten es als unser

Wappentier haben: Niki der Honigdachs, also als Luhmann. Und der erlebt dann sozialkritische Abenteuer zusammen mit Kalle dem Zeigervogel: Es gibt nämlich eine Vogelart, die heißt Zeigervogel oder auch Honiganzeiger. Und der Honigdachs heißt so, weil er keinen Schiss vor Bienen hat, deren Nester kaputt macht und den Honig frisst, gestochen wird und das stört den gar nicht. Und der Zeigervogel ist halt scharf auf die Reste; und der zeigt dem Dachs tatsächlich wo die scheiß Bienenester sind. Und die zwei, Niki und Kalle, sollten dann sozialkritische und kapitalismuskritische Abenteuer erleben. Dann haben wir uns überlegt, ob wir uns nicht eine richtige Fahne basteln wollen. Das ist im leeren Verlaufen, weil die Farben zu sehr ans Deutsche Reich erinnern haben: Rot für Sozialismus, Schwarz und Weiß für Aufbau und Reduktion von Komplexität, für Chaos

und Ordnung und so. Ja, aber auch wenn es als ästhetisches Projekt begonnen hat, wir schauen mal, wie das aussehen könnte, mit dem Marxismus-Luhmannismus.

Das klingt, als ob wir von euch noch einiges zu hören bekommen - vielen Dank für das Gespräch!

Auf jeden Fall! Gerne.

**Das Interview führte:
Alexander Engemann**

Anmerkung:

1 Hanno Pahl hat vor kurzem am Bielefelder Institut Für Weltgesellschaft promoviert. Ein interessantes Interview mit ihm über seine Dissertation findet ihr hier:
<http://www.trend.infopartisan.net/trd0208/t010208.html>

Rezensionen

NÜTZLICHE STUDIENBEGLEITER

Starbesetzte Organisationssoziologie
Etzioni, Amitai 1961: A Sociological Reader on Complex Organizations, New York: Holt, Rinehart and Winston

Uralt aber wuchtig. Bevor der medienwirksame Amitai Etzioni zum Mitbegründer des Kommunitarismus und damit zu einem der wichtigsten US-amerikanischen Intellektuellen wurde, beschäftigte er sich vor allem mit Organisationssoziologie. Seine Basis der komparativen Analyse komplexer Organisationen ist wahrscheinlich die bis heute meistzitierte Typologisierungsmethode und findet sich auch in dem vorgestellten Reader wieder. Wäre „A Sociological Reader on Complex Organizations“ ein Film, würde man von Starbesetzung sprechen. Max Weber, Chester L. Barnard, Philip Selznick, Talcott Parsons, Robert K. Merton, James G. March, Herbert A. Simon, Erving Goffman, Michel Crozier, Peter M. Blau und viele weitere sind neben Etzioni die Autoren einer Vielzahl von meist sehr guten Artikeln zur Organisationsforschung. Totale Institutionen? Organisatorische Ziele? Bürokratisierung? Wer nicht erst Bücher und Zeitschrif-

ten wälzen will, um von den Originalautoren informiert zu werden, wird hier fündig. Für den Organisationssoziologiestudierenden ist dies vermutlich das zitierfähigste Nachschlagewerk, das es gibt. Man findet es nur noch gebraucht, dafür aktuell online ab 0,01€.

Michael Grothe

Selektives Glossar

Baraldi, Claudio / Corsi, Giancarlo / Esposito, Elena 1997: GLU – Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt am Main: Suhrkamp

GLU gehört zu den wenigen Ergänzungswerken zu Niklas Luhmann, die der Komplexität seiner Theorie gerecht werden können. Das Buch ist im wahrsten Sinne ein Glossar. Es gibt kurze, separate Artikel zu wichtigen Begriffen der Systemtheorie und am Ende eines jeden Artikels findet man den Hinweis auf die benutzte Originalliteratur, damit man das Gelesene nochmal im Original vertiefen kann. Formulierungen wie „leicht gemacht“ fehlen dabei konsequent in diesem Werk. Denn „leicht“ ist auch die Lektüre von GLU nicht. Man muss

sich darauf einstellen, dass man nicht alle Begriffe nach drei Seiten und fünf Minuten verstanden haben wird, aber das wäre auch kaum möglich. Wer sich beispielsweise zu „symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien“ informieren will, wird im Text mit Querverweisen auf „Struktur“, „Sprache“, „Gesellschaftsdifferenzierung“, „Verbreitungsmedien“, „Code“ u.v.m. bombardiert. Das erscheint am Anfang etwas umständlich, zahlt sich aber am Ende aus. Denn wenn man erst mal einen Teil der Theorie intus hat, wird GLU plötzlich zu einem wertvollen Nachschlagewerk und Literaturverzeichnis. Trotz aller Lobhudelei sei gesagt: Die Qualität der Beiträge schwankt in Stilfragen leider teils erheblich. Dafür erreicht man ein inhaltliches Niveau, das andere Werke dieses Typs mit ihren Comicstrips oder ellenlangen Texten oft vermissen lassen. Alles steht indes nicht drin (Einträge zu Begriffen wie „Massenmedien“ fehlen schmerzhaft), aber das allermeiste. Für 11 Euro bekommt man den Großteil der Systemtheorie auf 248 Seiten in verstehbarer Form auf den Schreibtisch.

Michael Grothe

Kaffee.Punk.Kicker.Sofas.G
odzilla.Barre.SchummrigSc
hön.Sitzen.Liegen.Tee.M
arx.Hippiemusik.Textanaly
se.AfriCola.Zeitungsschni
psel.Lesung.Zurücklehnen.
Kennenlernen.Licht.Torju
bel.OriginalSoundTrack.Ki
no.Bass.Knutschen.Schach.



IrishFolk.Kabarett.Dogme
n.Tekken.Apfelschorle.Eul
en.FairTrade.Schaukelstuh
l.Flurfunk.Veltins.Fachidio
ten.Politik.Kekse.Ideen.Ja.
Alles.

L3 120
Meistens offen.
Reinschauen.

Impressum

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin der Fakultät für
Soziologie, Ausgabe WiSe 2011/2012 (erscheint
voraussichtlich einmal pro Semester)

Redaktion:

Alexander Engemann
Arne Kramer-Sunderbrink
Finn-Rasmus Bull
Johanna Springhorn
Julia Scheurer
Liselotte Hasselhoff
Lukas Daubner
Michael Grothe
Niels Brockmeyer
Rainald Manthe (V.i.s.d.P.)

Logo-, Layoutdesign und Cover:

Michael Grothe

Finanzen und Werbung:

Alexander Engemann

Postanschrift:

Universität Bielefeld
Fachschaft Soziologie
sozusagen-Magazin
Postfach 100131
33501 Bielefeld

Druck:

Druckerei & Verlag Kurt Eilbracht GmbH&Co. KG,
Gohfelder Straße 45 – 32584 Löhne-Gohfeld

Auflage:

1500

Zuschriften und Kritik an:

sozusagen-bielefeld@gmx.de

Die sozusagen im Internet:

<http://sozusagenblog.wordpress.com/>

Dank an:

das StuPa der Universität Bielefeld
und allen anderen Mithelfern!

Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die
Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich
sind allein die Autoren/Fotografen/Künstler. Die
Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen
Inhabern. Sollten durch Zitate, Abbildungen oder
andere Darstellungen Urheberrechte oder Rechte
Dritter verletzt werden, geschieht dies unbeabsichtigt.
Für diesen Fall bitten wir um Mitteilung.

Call for papers

Thema der nächsten Ausgabe der *sozusagen*: **Alltagssoziologie**

„Soziologie macht mehr Spaß, wenn sie sich auch einmal an Themen [...] aus dem alltäglichen Erleben generiert.“ (Stefan Schulz im aktuellen Heft, S. 17).

Die „sozusagen“ – das studentische Magazin an der Fakultät für Soziologie – sucht deshalb deine Texte, Karikaturen, Kommentare oder einfach nur Ideen zum Thema: „Alltagssoziologie“. Wir bieten dir die Möglichkeit, deiner Kreativität freien Lauf zu lassen. Hast du vielleicht etwas Passendes zu diesem Thema in deiner Schublade liegen? Oder wolltest du einfach schon immer ein bestimmtes alltägliches Phänomen soziologisch beschreiben? Dann bist du herzlich eingeladen, dich mit deinem Beitrag oder deiner Idee einzubringen.

Das Ziel der Ausgabe ist es, alltägliche Dinge, die uns oft selbstverständlich erscheinen, aus einem soziologischen Blickwinkel zu betrachten und Alltagsnormen sowie Routinen zu hinterfragen: *Wie beeinflusst das Internet unseren Alltag? Warum zahlt man eigentlich freiwillig Trinkgeld? Wie sähe eine Soziologie des Bahnfahrens aus? Hat Klatsch und Tratsch eine soziale Funktion? Ist Lügen ‚unsozial‘?*

Hier ein paar weitere Stichworte, die dir als Anregung dienen können:



Eingereicht werden kann alles, was mit dem Thema im weitesten Sinne zu tun hat. Ob Zeichnungen, Essays (max. 1500 Wörter), Kommentare, Meinungen, Interviews oder Karikaturen – lass deiner Kreativität freien Lauf und schicke deinen Beitrag - oder deine erste Idee - an: sozusagen-bielefeld@gmx.de

Einsendeschluss ist der **18.02.2012**

Rückfragen kannst du natürlich jederzeit an uns richten. Viel Spaß beim Schreiben!

